Editorial

von Karlheinz Weißmann

Als die Regierung Schröder zwecks psychologischer Vorbereitung des neuen Staatsbürgerschaftsrechts Plakate hängen ließ, auf denen Menschen orientalischer, mediterraner, afrikanischer und asiatischer Herkunft fotografiert waren, dazu der Satz „Typisch deutsch", fielen die Reaktionen so negativ aus, daß die Aktion stillschweigend abgebrochen wurde. Man hatte offenbar geglaubt, der fehlende Widerstand im Parlament und in der Bevölkerung selbst könnte als Zustimmung oder wenigstens als billigende Hinnahme des Projekts „Multikulturalismus" gedeutet werden.

Es hat seitdem eine Änderung der Taktik stattgefunden. Man setzt nicht mehr auf demonstrative Akte, sondern auf die normative Kraft des Faktischen – den Anstieg der Wohnbevölkerung ausländischer Herkunft –, kombiniert mit einer subtilen Beeinflussung vor allem der Heranwachsenden, die schon im Kinderfernsehen mit der neuen „Normalität" vertraut gemacht werden. Es steht dahinter die Absicht der „Sinnvermittler" (Helmut Schelsky), einen gesellschaftlichen Zustand – den ethnischen „Mix" – vorwegzunehmen, einzugewöhnen und seine Unausweichlichkeit vor Augen zu stellen.

Zu diesem Konzept gehört offenbar auch, die Frage nach der nationalen Identität bevorzugt von Migranten beantworten zu lassen. Die gefeierte Filmproduktion *Roots Germania* von Mo Asumang muß man in diesem Zusammenhang genauso nennen wie die alberne Plaudershow *Kaya Yanar testet Deuschland*. Das alles wäre nicht weiter beunruhigend, wenn es starke Gegenakzente gäbe. Die fehlen aber. Bewegt man sich weiter im Medium Fernsehen, fällt auf, daß gar keine ernsthafte Auseinandersetzung mit dem Thema stattfindet. Erörtert das *Philosophische Quartett* zu nächtlicher Zeit das Thema „Wie deutsch soll Deutschland sein?", ist der ironische Tonfall unüberhörbar. Da kann man zwar mit Genugtuung registrieren, daß sich Necla Kelek in ihrer neuen Heimat wohlfühlt, aber auf die berechtigte Frage, was denn eigentlich „deutsch" sei, fällt Rüdiger Safranski nur das Bekenntnis zum „liberalen Westen" ein, als dessen Teil man sich hier zu begreifen habe, wo „zufällig" deutsch gesprochen werde.

Gestellt hatte die Frage Maxim Biller, dessen Auftreten man unerträglich finden darf, der sich aber eben nicht mit den Floskeln des neuen Konsensus abspeisen lassen wollte. Er insistierte, daß es in Deutschland immer noch ein kaum verborgenes Beharren darauf gebe, etwas anderes als eine „Gesellschaft" zu sein, daß man untergründig eine „barbarische" Kraft bemerke und gegenüber den Verhältnissen in der alten Bundesrepublik eine irritierende Verschiebung des Selbstverständnisses stattfinde.

Biller machte das vor allem an zwei Details der öffentlichen Debatte fest: der zunehmenden Kritik an der Vergangenheitsbewältigung und der anderen Bezugnahme auf den Widerstand gegen das NS-Regime. Seiner Meinung nach ist ein Überdruß an der Auseinandersetzung mit der Zeit zwischen 1933 und 1945 zu spüren – in der Sendung hat Peter Sloterdijk von der „Zwölf-Jahres-Mauer" gesprochen – und ein Unwille, sich dauernd für etwas schuldig zu fühlen, was in immer größere historische Ferne rückt und offensichtlich ein Mittel der Manipulation ist. Der Vorgang steht für Biller im Zusammenhang mit einer Umwertung des Widerstandes gegen Hitler, wobei Gruppen wie die „Weiße Rose" an Bedeutung verlören, während der – ganz sicher nicht von „Demokraten" getragene – Widerstand des Zwanzigsten Juli ins Zentrum trete und die Grundlage für ein neues Nationalbewußtsein bilde.

So fragwürdig man Billers Bewertung dieser Prozesse finden mag, man muß doch hoffen, daß seine Analyse den Tatsachen näher kommt als die der übrigen Teilnehmer des *Quartetts*. Denn wenn sich Deutschland in die kulturelle und politische Postmoderne verabschiedet, dann wird nichts mehr davon übrigbleiben, was den Namen verdient. Wenn aber das „geheime Deutschland" fortbesteht und dessen Feinde seine Existenz sicherer wahrnehmen, dann besteht Hoffnung.

Autorenportrait Stefan George

von Baal Müller

In der Literaturgeschichte galt er lange als ein Exempel für die Ästhetik des *l'art pour l'art*, einer Kunst, die sich allein um ihrer selbst willen in stilisierten Schöpfungen erging und jeder explizit gesellschaftlichen Aussage enthielt – und dennoch hat man ihn als geistige Großmacht angesehen, die im ersten Drittel des zwanzigsten Jahrhunderts einen Einfluß entfaltete wie kaum ein anderer deutscher Dichter. Niemand sonst hat einen Kreis von „Jüngern" um sich geschart, der ihn als „Meister" verehrte, seine Worte wie die eines Propheten aufnahm und zu einer Art Heilslehre zu systematisieren versuchte; wenige haben ihr Leben derart als Gesamtkunstwerk inszeniert, wobei er eine besondere Vorliebe für die Kalligraphie und – aller Technikfeindschaft zum Trotz – für die Photographie kultivierte; bei keinem Dichter hat man so viel Gewicht auf die physiognomische Erscheinung gelegt, hat immer wieder den archaischen Eindruck seines „gemeißelten" Antlitzes mit der fliehenden, von dichtem Haar überwölbten Stirn, den knochigen Wülsten über den tiefliegenden Augen, dem kargen Mund und dem vorspringenden Kinn beschrieben oder künstlerisch einzufangen gesucht, hat ihn mit Goethe und namentlich mit Dante verglichen, bald die herbe Männlichkeit, bald das Mütterliche, bald das Androgyne seiner Erscheinung hervorgehoben; in keinem anderen Fall hat man so selbstverständlich im Stil eines Damaskus-Erlebnisses behauptet, daß die Lektüre seiner Gedichte einem die Augen geöffnet und gar einen Lebenssinn vermittelt habe; und kaum ein anderer Dichter hat so viele Menschen, die ihm – oft nur flüchtig und dennoch von seiner Erscheinung für den Rest ihres Lebens betroffen – begegnet waren, zur Niederschrift ihrer Erinnerungen an ihn provoziert und ist doch hinter all diesen Memoiren, Huldigungen, Hagiographien so schwer faßbar geblieben wie Stefan George.

Vorlesung *Das Geheime Deutschland* von Ernst Kantorowicz, gehalten am 14. November 1933 an der Universität Frankfurt. Abgedruckt in: *George-Jahrbuch* 3 (2000/2001), im Auftrag der Stefan-George-Gesellschaft hrsg. von Wolfgang Braungart und Ute Oelmann, Tübingen 2000.

Außenstehende dachten sich seinen Kreis zuweilen als einen Geheimbund mit strengen Initiationsregeln und einem Hohepriester an der Spitze, der aus bibliophilen Preziosen in monotonem Sprechgesang liturgische Lesungen zelebriert und – spätrömischen Kaisern nacheifernd – allen Ernstes einen Jüngling zu einem neuen Gott erhoben hat, doch wer ihm, zumal in seinen späteren Jahren, begegnete, vermerkte erstaunt die Schlichtheit seines Wesens, den einfachen Lebensstil des Dichters, der zeitlebens den Dialekt seiner Pfälzer Heimat sprach.

Mit einer gewissen Ratlosigkeit unterschied man einen frühen, vom französischen Symbolismus geprägten George, den man als deutschen Vertreter einer Literatur der *Decádence* ansah, von dem späteren Dichterpropheten und „völkischen Seher“, dem Menschenführer und -verführer, der – eigentlich eine singuläre Erscheinung – mit seinem Willen zur Schaffung eines „Neuen Reiches“ allenfalls einem künstlerisch verstiegenen Seitenzweig der „Konservativen Revolution“ zugerechnet werden kann. Die Veränderungen in seinem äußeren Habitus – der mondäne Zylinder wich schon früh der Baskenmütze, die bunten Westen und eigenwillig geschlungenen Krawatten des Dandys wurden durch einen priesterlich schwarzen Rock ersetzt, während auf den Altersfotos die einfache graue Strickjacke genügte – sowie die Akzentverschiebungen in seinem Werk von antiken, mediterranen und exotischen Sujets zu Themen und Gestalten der deutschen Geschichte und Gegenwart scheinen diesen Eindruck zu belegen. Dem Selbstbild des Dichters entspricht eine solche Unterscheidung jedoch nicht: „Ihr sehet wechsel doch ich tat das gleiche.“

Über dieses Tun sind wir dank der ausgiebigen Gedächtnispflege des George-Kreises, der erhaltenen Briefwechsel, der in den letzten Jahren stark angewachsenen Forschungsliteratur und der editorischen Erschließung von Werken und Nachlässen auch zweit- und drittrangiger Figuren aus dem Umfeld des Dichters bestens informiert, und doch staunt man in der heutigen pathosentwöhnten Zeit über die bezwingende Macht seines Charisma. Zudem sind Rilke und Benn als Lyriker von vergleichbarem Rang, und die Biographien von Jünger oder d’Annunzio sind gewiß abenteuerlicher, auch entbehren Georges dandyhafte Züge und antikisierenden Posen nicht einer unfreiwilligen Komik; die Formstrenge seiner Gedichte wurde schon von manchen Zeitgenossen als hölzern angesehen und gern parodiert, aber die Faszination seiner Gesamterscheinung wirkt ungeachtet unseres Wissens von den Techniken ihrer Inszenierung fort. Der große Mensch läßt sich eben nicht durch „soziale Strukturen“ wegerklären, ein bedeutender Autor zitiert nicht nur aus unterschiedlichen „Diskursen“, und das Geheimnis des Eros liegt nicht in der „Gender-Performance“.

Es ist daher vielversprechend, wenn Thomas Karlaufs soeben erschienene George-Biographie den Untertitel *Die Entdeckung* – und nicht etwa: „Die Konstruktion“ – *des Charisma* führt oder der Klappentext den Dichter ganz schlicht und ohne Anführungszeichen als Propheten bezeichnet, und auch Karlaufs Klarstellung, daß der Fluchtpunkt, auf den eine Beschreibung von Georges Leben zulaufen müsse, nicht das Jahr 1933 sein könne, läßt hoffen, daß er seine Aufgabe überzeugender gelöst hat, als es Robert E. Norton mit den schematischen Parallelisierungen von „Meister“ und „Führer“ in seinem *Secret Germany* gelungen ist. Die Erwartungen an ein solches Werk sind freilich hoch, muß der George-Biograph doch zwischen den Klippen der allzu hagiograpischen Darstellung (oder auch nur des Vorwurfs derselben), der bloßen Faktenhuberei oder theoretischen Vereinnahmung sowie des Abgleitens in die Werkanalyse hindurchschiffen; und die Aufmerksamkeit der Fachkollegen ist um so größer, als sich seit den monumentalen, noch aus dem George-Kreis selbst hervorgegangenen Biographien von Friedrich Wolters – dem offiziösen, vom Meister mitverfaßten Werk über *Stefan George und die Blätter für die Kunst* (1930) – und Robert Boehringer kein deutschsprachiger Autor mehr an eine Lebensbeschreibung Georges herangewagt hat, sieht man von Franz Schonauers verdienstvoller Rowohlt-Monographie (1960) einmal ab.

Thomas Karlauf: *Stefan George – Die Entdeckung des Charisma*, München 2007.

Robert E. Norton: *Secret Germany – Stefan George and His Circle*, Ithaca/London 2002.

Friedrich Wolters: *Stefan George und die Blätter für die Kunst – Deutsche Geistesgeschichte seit 1890*, Berlin 1930.

Robert Boehringer: *Mein Bild von Stefan George*, 2. Aufl., München/Düsseldorf 1968.

Franz Schonauer: *Stefan George*, Hamburg 1960.

Der fast einhellige Jubel, mit dem Karlaufs voluminöses Werk von den Rezensenten aufgenommen wurde, stimmt allerdings bedenklich, ist man doch gewohnt, daß gute Bücher vom deutschen Gegenwartsfeuilleton entweder totgeschwiegen oder zumindest verrissen werden, und das Bedenken steigert sich, wenn man die Gründe für diese Belobigungen zur Kenntnis nimmt: Immer wieder wird hervorgehoben, daß Karlauf



Von Melchior Lechter gestaltetes Deckblatt für Georges Der siebente Ring, *1907*

Georges Homosexualität „tabulos“ beschrieben habe, dabei die zahlreichen, manchmal erschütternden menschlichen Verwerfungen nicht verschweige, etwa die Peinlichkeit, mit der er halbwüchsigen Jünglingen nachstieg oder sie für seinen Kreis von älteren Vertrauten „rekrutieren“ ließ, oder die Schroffheit, mit der er langjährige Jünger von sich stieß; aber der Reduktionismus dieser Fokussierung (den Karlauf selbst jedoch bestreitet) liegt auf der Hand: Fritz J. Raddatz ist zuzustimmen, wenn er Karlauf vorwirft, er mache George tendenziell zu einem „Schwulen, der auch Gedichte geschrieben hat“ (*Die Zeit* vom 30. August 2007), und er moniert mit Recht die allzu massenmedial geprägte Sprache des Autors, die den dichterischen Funken nicht überspringen läßt.

Ein vernünftiger Zugang zu Karlaufs George-Biographie sollte indes in der Mitte liegen: Weder gibt es Tabubrüche zu feiern, wo keine Tabus mehr zu brechen sind, noch muß man das Buch beiseitelegen, weil es auch von den Niederungen einer großen menschlichen Existenz handelt; und man sollte sich die Lektüre auch nicht davon verleiden lassen, daß der Autor zwar kritisiert, wenn sein Kollege Norton Georges Leben und Werk (aus unzureichender Kenntnis der deutschen Geistesgeschichte, gepaart mit politisch-korrekter Engstirnigkeit) in die Ereignisse des Jahres 1933 münden läßt, dann aber selbst pflichtschuldig feststellt, der „deutsche Geist“, wie ihn George verstanden habe, sei am Nationalsozialismus „mitschuldig“ geworden und daher zu Recht und „für immer im Abgrund der Geschichte“ verschwunden.

Statt in jedem Gedicht nur Hinweise auf Georges ohnehin bekannte Homosexualität sehen zu wollen, kann man auch den umgekehrten Weg einschlagen und feststellen, daß er, von dieser Disposition ausgehend, zu einer – männerbündisch geprägten – dichterisch-politischen Vision gelangte, die unabhängig von ihren persönlichen Wurzeln und zeitbedingten Ausprägungen (etwa seinem manchmal kurios wirkenden Frauenhaß oder dem Widerspruch zwischen der Feier des vormodernen Lebens und dem sehr modernen ästhetischen Avantgardismus) eine fortwährende – angesichts der heute noch gesteigerten „Vermassung“, des Bildungsverfalls und Persönlichkeitsschwundes sowie der erneut totalitäre Züge gewinnenden Parteien- und Medienherrschaft sogar zunehmende – Gültigkeit besitzt.

Schon die Jugend des am 12. Juli 1868 als Sohn eines Gastwirts und Weinhändlers in Büdesheim bei Bingen geborenen Stephan Anton George, wie er eigentlich hieß, war davon geprägt, auf andere Menschen wirken, über sie herrschen zu wollen. Er galt, obwohl er später seine ländliche Herkunft gerne betonte, in seinem Heimatort stets als Sonderling, hielt sich von den Altersgenossen meist fern und spielte allenfalls „König und Minister“ mit ihnen (wobei er selbstredend immer der König sein wollte); er zeigte früh literarische Ambitionen und gab eine Schülerzeitung *Rosen und Disteln* heraus, lernte als Halbwüchsiger – ein echtes Sprachgenie – nahezu alle europäischen Kultursprachen, um die von ihm bewunderten Dichter im Original lesen zu können, und entwickelte eine Geheimsprache, der er sich auch später noch bediente.

Wolfgang Braungart: *Ästhetischer Katholizismus – Stefan Georges Rituale der Literatur*, Tübingen 1997.

Der strenge Katholizismus seiner als lieblos und depressiv geschilderten Mutter hat seinen späteren Formwillen sicher maßgeblich beeinflußt, obgleich er sich inhaltlich schon früh von der Religion des familiären und heimatlichen Umfeldes gelöst hat. Beide Eltern besaßen keinen großen Bildungshorizont, ließen ihm aber jede ihnen mögliche Förderung angedeihen; der Vater finanzierte großzügig seine Studien, obwohl ihm bald offensichtlich sein mußte, daß der angehende Dichter nach keinem akademischen Abschluß strebte und niemals Anstalten machte, einen bürgerlichen Beruf zu ergreifen. Der junge George reiste viel und führte ein unstetes Leben; auch später hatte er nie einen festen Wohnsitz und hielt sich zeitweise bei den Wohlhabenderen unter seinen Jüngern, zeitweise bei seiner unverheiratet gebliebenen Schwester in Bingen auf. Bereits als

Student lebte er wie ein Privatier und begann sein Netzwerk von Freunden und Anhängern zu knüpfen, was neben der Dichtung seine Hauptbeschäftigung bleiben sollte.



Stefan George – *Lithographie von Karl Bauer*

Die wichtigsten Anregungen empfing er in den späten achtziger und frühen neunziger Jahren in Paris und Wien: In Paris gewann er Zugang zu dem elitären Zirkel um Stéphane Mallarmé, dessen Verständnis nicht nur der Kunst, sondern auch der sozialen Rolle des Dichters ihn nachhaltig prägte, und in Wien lernte er 1891 den sechs Jahre jüngeren Hugo von Hofmannsthal kennen. Der frühentwickelte, in den Caféhäusern bereits gefeierte Dichterjüngling steuerte auch einige Werke für Georges 1892 gegründete Zeitschrift *Blätter für die Kunst* bei, ließ sich aber nicht für dessen kulturstrategische Ziele vereinnahmen und wies die homoerotischen Avancen zurück.

Der Bruch mit Hofmannsthal blieb für spätere Beziehungen Georges gerade zu seinen bedeutendsten Freunden symptomatisch (weshalb Karlauf ihn auch an den Beginn seines Buches stellt): Während minder einzigartige – gleichwohl bemerkenswerte – Begabungen durch seinen Einfluß gefördert wurden und Menschen wie Friedrich Wolters, zeitweilig so etwas wie der erste Minister in Georges Hofstaat, Berthold Vallentin, der Verfasser eines Buches über Napoleon, Ernst Morwitz, der später mit seinem George-Kommentar hervortrat, oder die Philosophin Edith Landmann eine Höhe der Existenz erreichten, die ihnen ohne die Begegnung mit George kaum möglich gewesen wäre, muß für die herausragendsten Persönlichkeiten seines Umfeldes immer wieder ein ähnliches Verhältnis von Anziehung und Abstoßung konstatiert werden: Besonders tragisch war der Fall des Literarhistorikers Friedrich Gundolf, der – einer breiten Öffentlichkeit mit seinem monumentalen Goethebuch bekanntgeworden – lange Zeit als erster Jünger galt und wie kaum ein anderer zur Verbreitung von Georges Kulturbegriff beigetragen hat. Als er 1926 heiratete, „verstieß“ ihn George, nachdem das Verhältnis schon seit längerem zerrüttet war; im folgenden Jahr erkrankte Gundolf an Krebs und starb 1931, genau an Georges Geburtstag. In anderen Fällen – etwa bei Max Kommerell, dem neben Gundolf und Ernst Bertram dritten berühmten Germanisten des George-Kreises – vollzog sich die Trennung nicht ganz so schroff.

Ernst Morwitz: *Kommentar zu dem Werk Stefan Georges*, München u. Düsseldorf 1960.

Friedrich Gundolf: *Goethe*, Berlin 1916.

Max Kommerell: *Der Dichter als Führer in der deutschen Klassik*, Berlin 1928.

Um die Jahrhundertwende hielt sich der Dichter, der bereits mit *Hymnen – Pilgerfahrten – Algabal* (1890–92), einem Schlüsselwerk des ästhetizistischen Amoralismus, den *Büchern der Hirten- und Preisgedichte, der Sagen und Sänge und der Hängenden Gärten* (1895), dem *Jahr der Seele* (1897), das Georges erfolgreichster Gedichtband werden sollte, sowie dem *Teppich des Lebens* (1900) hervorgetreten war, bevorzugt in München auf und verkehrte in den Kreisen der Schwabinger Boheme. Einen intensiven Austausch pflegte er mit dem Lyriker, Essayisten und Übersetzer Karl Wolfskehl, in dessen Wohnung ihm stets ein Zimmer reserviert war, dem Philosophen Ludwig Klages, der später durch seine graphologischen Schriften sowie sein Hauptwerk *Der Geist als Widersacher der Seele* (1929–31) berühmt werden sollte, und dem esoterischen Dichter und „Mysterienforscher“ Alfred Schuler, dem eigentlichen *spiritus rector* der von ihnen gebildeten „Kosmischen Runde“. Alle drei vertraten in Anknüpfung an Nietzsche sowie an das *Mutterrecht* des Basler Religionshistorikers Johann J. Bachofen neuheidnische und neognostische Ideen, die mit einer Aufwertung der matriarchalen und „dionysischen“ gegenüber den „apollinischen“ Elementen der antiken Religion sowie mit einer radikalen Zivilisationskritik verbunden waren. Da Wolfskehl ähnliche Tendenzen auch im frühen Judentum erkennen wollte (und Verbindungen zum aufkommenden Zionismus unterhielt), kam es 1904 zu einem scharfen

Alfred Schuler: *Gesammelte Werke*, hrsg., kommentiert und eingeleitet von Baal Müller, München 2007.

Bruch mit Schuler und Klages, die im Judentum allein die „zersetzende“, naturfeindliche und kulturzerstörende Kraft des „jahwistischen“ Geistes ausmachten. George hielt bei diesem Streit zu Wolfskehl, wurde durch den chthonischen Mythos der Kosmiker aber zur Ausbildung eines artifiziellen und für die Entwicklung seines Kreises konstitutiven Gegenmythos veranlaßt: 1902 hatte er den dreizehnjährigen Maximilian Kronberger kennengelernt, der bereits zwei Jahre später verstarb und von George als jugendlicher Gott „Maximin“ gefeiert wurde, dem er 1907 ein „Gedenkbuch“ widmete. Ein Maximin-Zyklus bildet auch das Zentrum seines im selben Jahr erschienenen umfangreichsten Gedichtbandes *Der siebente Ring*, in dem ansonsten die Zeitkritik hervortritt und die unmittelbar an die Weggefährten gerichteten Widmungsgedichte einen breiten Raum einnehmen. Die nicht nur hier zum Ausdruck kommende Bezogenheit der Dichtung auf den Menschen läßt die strikte Unterteilung von Georges Schaffen in eine frühe, allein der Kunst gewidmete Phase und eine spätere, in der die Kreisbildung im Mittelpunkt steht, fraglich erscheinen; lediglich die Akzente verschieben sich, indem die Anhänger zahlreicher und jünger werden – entscheidend für Georges Werk aber bleibt der Formwille, der die Dichtung wie den Kreis beherrscht und zyklisch verbindet: Die Dichtung handelt von Menschen und richtet sich an diese – die Menschen (seiner engeren Umgebung und darüber hinaus) sollen nach den Prinzipien des Dichterischen geformt werden.

Der Erste Weltkrieg, dem George zumindest als konkretem historischen Geschehen nichts abgewinnen konnte („kein triumf wird sein, / nur viele untergänge ohne würde“), verstärkt die Tendenzen zur Ausbildung eines einheitlichen Kreises, der in den zwanziger Jahren „staat“ genannt wird, und zur prophetischen Schau: 1914 erschien mit dem *Stern des Bundes* gleichsam das Gesetzbuch des Kreises, 1917 folgten *Der Krieg* und 1921 *Drei Gesänge*, die 1928 in Georges letzten Gedichtband *Das Neue Reich* aufgenommen wurden. Einige der Getreuen, darunter der Hölderlinforscher und -herausgeber Norbert von Hellingrath, kehrten aus dem Kriege nicht wieder zurück, doch konnten neue Anhänger gewonnen werden, unter denen die Brüder Stauffenberg als Hitler-Attentäter geschichtliche Geltung erlangen sollten. Ihre Tat kann als das eigentliche historische Vermächtnis des Kreises angesehen werden, nachdem George selbst 1933 das Ansinnen der neuen Machthaber, ihn als geistigen Repräsentanten zu gewinnen, zurückgewiesen hatte. Zwar bestritt er nicht eine gewisse Ahnherrschaft für die „neue nationale Bewegung“, wie er sich ausdrückte, lehnte das Angebot des preußischen Kultusministers Rust, Präsident der Akademie für Dichtkunst zu werden, jedoch ab. Da er am 4. Dezember 1933 im schweizerischen Minusio verstarb, blieb es ihm erspart, seine Haltung des über die Realpolitik erhabenen Dichterfürsten auch noch zu bewähren, wenn das Regime des prominenten Aushängeschildes nicht mehr bedurft und eine eindeutigere Stellungnahme verlangt hätte. Sein Kreis zerfiel bald nach seinem Tod; einige, zumal der jüngeren Mitglieder arrangierten sich mit dem Nationalsozialismus oder zogen eine Linie vom *Neuen Reich* zum Dritten, andere gingen in die (innere oder äußere) Emigration, wieder andere wählten den aktiven Widerstand.

„Es lebe das Geheime Deutschland“ soll Claus Graf Schenk von Stauffenberg unmittelbar vor seiner Erschießung in der Nacht zum 21. Juli 1944 im Hof des Bendlerblocks gerufen haben. Verschiedenes hat man unter diesem von Julius Langbehn geprägten, von Wolfskehl für den George-Kreis aufgegriffenen, von George in seinem Gedicht *Geheimes Deutschland* zu einem Zentralgedanken seines geistigen Staates erhobenen Begriff verstanden: den George-Kreis selbst oder allgemein das Deutschland der Dichter und Denker, ein „anderes Deutschland“ im Gegensatz zu dem der Nationalsozialisten oder ein Ewiges Reich, das Wolfskehl auch in sein Exil im fernen Neuseeland mitnehmen zu können glaubte: „Wo ich bin, ist deutscher Geist.“ Es bleibt uns ein „wunder undeutbar für heut“, wie es in Georges Gedicht heißt, noch immer aufgegeben für die Zukunft.

Auswahlbibliographie:

Hymnen – Pilgerfahrten – Algabal (1890–92), Stuttgart 2005 (SW; 2).

Bücher der Hirten- und Preisgedichte, der Sagen und Sänge und der Hängenden Gärten (1895), Stuttgart 2006 (SW; 3).

Das Jahr der Seele (1897), Stuttgart 2005 (SW; 4).

Teppich des Lebens und die Lieder von Traum und Tod (1900), Stuttgart 1984 (SW; 5).

Der siebente Ring (1907), Stuttgart 1986 (SW; 6/7).

Der Stern des Bundes (1914), Stuttgart 1993 (SW; 8).

Das Neue Reich (1928), Stuttgart 2001 (SW; 9).

Sämtliche Werke in achtzehn Bänden. Hrsg. von der Stefan-George-Stiftung, Stuttgart 1982ff.

Gesamtausgabe der Werke. Faksimile und Volltext der von George seit 1927 herausgegebenen „Gesamt-Ausgabe der Werke“ in 18 Bänden, CD-ROM, Berlin 2004.

Werke. Zwei Bände, hrsg. von Robert Boehringer, Stuttgart 1984, zus. 1190 S.

Die Gedichte. Tage und Taten, Stuttgart 2003, 983 S.

Autoren dieses Heftes

Dr. Michael Böhm, 1969, ist freier Publizist. Er studierte Politikwissenschaften in Berlin und Lille und promovierte über den französischen Philosophen Alain de Benoist.

Christian Dorn, 1970, Studium der Germanistik, Philosophie und Soziologie in Berlin. Redakteur der *Jungen Freiheit* von 2005–06, freier Journalist.

PD Dr. Till Kinzel, 1968, studierte Geschichte, Anglistik und Philosophie, promoviert und habilitiert in Englischer und Amerikanischer Literaturwissenschaft.
Letzte Buchveröffentlichungen:
Michael Oakeshott. Philosoph der Politik, Schnellroda 2007
Die Tragödie und Komödie des amerikanischen Lebens. Eine Studie zu Zuckermans Amerika in Philip Roths Amerika-Trilogie, Heidelberg 2006

Ellen Kositza, 1973, studierte Germanistik und Geschichte, freie Publizistin. Verheiratet, sechs Kinder.

Götz Kubitschek, 1970, studierte Germanistik, Geographie und Philosophie. Verheiratet, sechs Kinder. Seit 2002 selbständiger Verleger (Edition Antaios).
Letzte Buchveröffentlichungen:
Provokation, Schnellroda 2007
20 Jahre Junge Freiheit. Idee und Geschichte einer Zeitung, Schnellroda 2006

Dr. Erik Lehnert, 1975, studierte Philosophie, Geschichte sowie Ur- und Frühgeschichte, promoviert in Philosophie. Verheiratet, drei Kinder. Letzte Buchveröffentlichungen:
Die Existenz als Grenze des Wissens. Grundzüge einer Kritik der Philosophischen Anthropologie bei Karl Jaspers, Würzburg 2006
Gerhard Nebel. Wächter des Normativen, Schnellroda 2004

Dr. Baal Müller, 1969, studierte Germanistik und Philosophie in Heidelberg und Tübingen. Er lebt als freier Schriftsteller und Inhaber des Telesma-Verlags in der Nähe von Potsdam. Verheiratet, zwei Kinder.
Letzte Buchveröffentlichungen:
Kosmik – Prozeßontologie und temporale Poetik bei Ludwig Klages und Alfred Schuler, München 2007
Alfred Schuler: Gesammelte Werke, München 2007
Die Nibelungen – nach alten Quellen neu erzählt, Uhlstädt-Kirchhasel 2005

Michael Paulwitz, 1965, studierte Geschichte, slavische und lateinische Philologie, freier Publizist, Redakteur und Lektor. Verheiratet, zwei Kinder.

Daniel Schikora, 1977, studierte Geschichte und Sozialwissenschaft in Erfurt und München. Derzeit Promotion über die *laicité* in Frankreich.

Christian Vollradt, 1973, Studium der Geschichte und Evangelischen Theologie. Verheiratet, ein Kind.

Dr. Karlheinz Weißmann, 1959, Studium der Geschichte und Evangelischen Theologie, promoviert als Historiker. Verheiratet, ein Kind.
Letzte Buchveröffentlichungen:
Das konservative Minimum, Schnellroda 2007
Das Hakenkreuz. Symbol eines Jahrhunderts, Schnellroda 2006

Über den Verrat

von Christian Vollradt

In seiner Jugend-Autobiographie *Zwischenbilanz* beschreibt der Schriftsteller Günter de Bruyn eine Szene, die er als junger Soldat am Ende des Zweiten Weltkriegs erlebt hatte. Bei einem Spaziergang während eines Fronturlaubs begegnen der Autor und ein Kamerad einem Offizier der auf deutscher Seite kämpfenden „Russischen Befreiungsarmee" des Generals Wlassow. Diese Begegnung gipfelt in einer tätlichen Auseinandersetzung, nachdem der Kamerad nicht vorschriftsmäßig salutiert hatte und daraufhin vom ranghöheren Russen zur Rede gestellt worden war. Dem ob solcher Insubordination seines Gefährten erschreckten de Bruyn gegenüber begründet jener sein disziplinloses Verhalten schlicht und einfach mit der Feststellung: „Vaterlandsverräter grüße man nicht".

Günter de Bruyn: *Zwischenbilanz. Eine Jugend in Berlin*, Frankfurt am Main 1992.

Dieselbe Einstellung wie dieser junge deutsche Soldat hatte offensichtlich auch der Oberkommandierende der niederländischen Streitkräfte, General Hendrik Winkelmann: Als er erfahren hatte, daß sein Berliner Militärattaché vom deutschen Abwehr-Oberst Hans Oster mehrfach über den bevorstehenden Zeitpunkt der geplanten Westoffensive der Wehrmacht informiert worden war, nannte er diesen wegwerfend einen „erbärmlichen Kerl".

Aus beiden abschätzigen Urteilen über den „Verräter" spricht eine Haltung, die dem jeweiligen Nationalstaat den absoluten Anspruch auf die Treue seiner Bürger – und im Besonderen: seiner Soldaten – zugesteht. Objekt der Treue und damit „Opfer" des Verrats ist das Vaterland, etwas Konkretes: „Right or wrong – my country!"

In ihrem 1956 erschienenen Standardwerk *Der Verrat im 20. Jahrhundert* hat Margret Boveri erstmalig zusammenhängend ausgeführt, auf welche Arten diese (moralische) Gewißheit erodierte. Denn mit dem

Margret Boveri: *Der Verrat im 20. Jahrhundert*. 4 Bände, Reinbek 1956–1960 (*rowohlts deutsche enzyklopädie*; 23, 24, 58, 105/106), Ausgabe in einem Band, Reinbek 1976.

Bolschewismus und seinem universellen Anspruch, erst recht mit dem Beginn eines „europäischen Bürgerkrieges“ wurde das Vaterland nicht mehr – ausschließlich – „in konkreten Worten, sondern ideologisch definiert“, so der französische Philosoph Raymond Aron.

Vielleicht ist es daher nicht verwunderlich, wenn in der Literatur zwei Phänomene – der deutsche (militärische) Widerstand gegen Hitler und der Zulauf ausländischer Freiwilliger in die deutschen Heere – mit ein und demselben, scheinbar widersprüchlichen Begriffspaar charakterisiert wurden: nämlich mit „Verrat als patriotische Pflicht“ (Klemens von Klemperer) im Hinblick auf Oster, sowie mit der Bezeichnung „Patriotic Traitors“ (David Littlejohn) für die europäischen Kollaborateure der Deutschen im „Krieg gegen den Bolschewismus“.

David Littlejohn: *The Patriotic Traitors. A History of Collaboration in German-occupied Europe 1940–1945*, London 1972.

Besonders schwerwiegend war der Loyalitätskonflikt für diejenigen deutschen Oppositionellen gegen Hitler, die den eigentlich staatstragenden Berufen bei Militär, Verwaltung oder Diplomatie angehörten, aus dem Adel, aus dem im weitesten Sinne konservativen Milieu stammten. Ihr Kampf richtete sich ja nicht gegen eine fremde Besatzungsmacht, war auf den ersten Blick kein nationaler Befreiungskampf: „Sie liebten ihr Vaterland. Hitler hatte dieses Vaterland in der Hand. Hitler zu beseitigen bedeutete die Errettung des Vaterlandes auf einer Ebene, aber auf der anderen eine so unbedingte Gefährdung seines Bestandes, daß die eigentliche Errettung möglicherweise nicht durchgeführt werden konnte, falls nämlich das Objekt, Deutschland, nach der Errettung nicht mehr existierte“, so Boveri. Nach 1939 verlief der Widerstand gegen das Regime nicht im Einklang mit den kriegerischen Anstrengungen der Nation, für deren Erfolg andererseits gerade die Mitglieder der Offiziersfronde arbeiteten. Einer der ihren, Henning von Tresckow, faßte das Dilemma wie folgt zusammen: „Wir klammern uns daran, daß unser Kampf für den Bestand des Vaterlandes geführt wird, aber dürfen wir dabei völlig übersehen, daß das im Dienst eines – Verbrechers geschieht?“ War also angesichts der verbrecherischen Staatsführung die „Ungeheuerlichkeit“ (Tresckow) gerechtfertigt, wenn hohe Generalstabsoffiziere planten, „wie sie ihren Obersten Befehlshaber auf dem besten Wege aus der Welt schaffen können“? Effektiver Widerstand gegen Hitlers Politik und Kriegführung, die in eine absehbare Katastrophe führten, mußte in Verrat münden; wie umgekehrt dieser Verrat durch den Widerstand gerechtfertigt werden konnte: Dies war das Spannungsverhältnis, in welchem sich die Opposition befand.

Klemens von Klemperer: *Die verlassenen Verschwörer. Der deutsche Widerstand auf der Suche nach Verbündeten 1938–1945*, Berlin 1994.

Ernst Nolte: *Der europäische Bürgerkrieg 1917–1945. Nationalsozialismus und Bolschewismus*, Frankfurt a.M. und Berlin 1987, zuletzt München 2000.

Den Verschwörern in der Wehrmacht war zudem klar, was ein Treueschwur gerade im Krieg bedeutete. „Die Rolle des Eidbrechers widersprach seiner Erziehung und seinem Wesen“, äußerten Kameraden über Tresckow. Auch wenn die Eidesformel, die alle Soldaten zur Treue gegenüber Adolf Hitler als dem „Führer des deutschen Reiches und Volkes“ verpflichtete, im nachhinein betrachtet „rechtswidrig und insofern revolutionär“ (Ernst Nolte) war, weil die ihm zugrundeliegende Vereinigung des Amtes des Reichspräsidenten mit dem des Reichskanzlers am 2. August 1934 rechtlich – auch durch das „Ermächtigungsgesetz – nicht gedeckt war: die neue personengebundene Eidesleistung als eine Anknüpfung an monarchische Traditionen hatte das konservative Offizierskorps grundsätzlich begrüßt.

Verrat als Frage des Zeitpunkts I – Protest gegen Demontage in Westdeutschland nach dem Zweiten Weltkrieg



Sowohl in ihren eigenen Überlegungen als auch in der nachträglichen Beurteilung des Handelns der gegen das NS-Regime gerichteten Fronde spielte die Frage nach der Rechtfertigung verräterischen Handelns eine Rolle, vor allem bei der formalen Grenzziehung zwischen Hoch- und Landesverrat. Ausdrücklich betonte der an den politischen Umsturzplanungen maßgeblich beteiligte Carl Goerdeler („Mein letzter

Wille“, 4. November 1944) kurz vor seiner Hinrichtung die Bedeutung des Wollens der Verschwörer: „Landesverrat liegt nicht vor, das Land sollte nicht verraten, sondern gerettet werden … Es liegt also nur Hochverrat vor.“

Einen solchen sah das Strafgesetzbuch des Deutschen Reiches in dem Unternehmen, die Verfassung oder das Gebiet des Reichs oder eines Bundesstaates gewaltsam zu ändern. Ein hochverräterisches Komplott lag vor, wenn mehrere Personen ein nicht zur Vollendung gekommenes hochverräterisches Unternehmen geplant hatten; außerdem gab es die „hochverräterische Konspiration“, wenn sich der Täter zur Vorbereitung der Tat mit einer auswärtigen Regierung einließ oder für den Hochverrat „ihm anvertraute Macht mißbrauchte“. Ihr entsprach weitgehend auch die sogenannte „landesverräterische Konspiration“, der sich zusätzlich schuldig machte, wer sich mit einer ausländischen Regierung einließ, um diese zum Krieg gegen das Reich zu veranlassen.

Unter den Landesverrat fielen außerdem das „Vorschubleisten zugunsten einer feindlichen Macht“ sowie die Bekanntgabe von Staatsgeheimnissen oder die Untreue bei der Führung von Staatsgeschäften.

Bereits im Juni 1914 war in Ergänzung der Vorschriften des Strafgesetzbuches ein zusätzliches „Gesetz gegen den Verrat militärischer Geheimnisse“ erlassen worden, in welchem jedoch die subjektive Einstellung des Täters bei der Strafbemessung berücksichtigt wurde: Wollte der Täter bei dem Verrat „die Sicherheit des Reiches nicht gefährden“, so sahen die Bestimmungen ausdrücklich eine mildere Strafe vor.

Romedio Galeazzo Graf von Thun-Hohenstein: *Der Verschwörer. General Oster und die Militäropposition*, Berlin 1982.

Formal haben die Kontaktaufnahmen des Abwehroffiziers Oster mit ausländischen Diplomaten ohne Zweifel den Tatbestand des Landesverrats erfüllt. Insgesamt sechsundzwanzigmal informierte er den holländischen Militärattaché Sas über die ständig von Hitler verschobenen Angriffstermine gegen Frankreich und die Benelux-Staaten, wohlwissend, daß davon auch der belgische Militärattaché Goethals unterrichtet werden würde. Daher habe sich auch Oster „aus dem Rahmen der Widerstandsbewegung“ herausbegeben, so sein Biograph Romedio von Thun-Hohenstein, da er nicht nur „gegen das Ethos seines eigenen Berufsstandes, sondern auch gegen das patriotische Empfinden fast aller seiner Mitverschwörer verstieß.“

Gerade Claus von Stauffenberg lehnte jede Art von militärischer Zusammenarbeit mit dem Gegner ausdrücklich ab; obwohl weder bei der „Roten Kapelle“ noch beim „Nationalkomitee Freies Deutschland“ in den Kriegsgefangenenlagern der Sowjetunion der ausdrückliche Wille vorlag, Deutschland zu schaden, bezeichnete der spätere Hitlerattentäter solches Tun als Landesverrat, von dem er sich deutlich distanzierte.

Etwas anderes waren jene von ihm gebilligten Sondierungen bei den Westalliierten im Frühsommer 1944, deren Ziel sein sollte, den Umsturz im Innern durch eine günstigere Entwicklung von außen her abzusichern und der nicht-nationalsozialistischen deutschen Regierung annehmbare Friedensbedingungen zu verschaffen.

Weil für solche Bemühungen die offiziellen diplomatischen Kanäle umgangen werden mußten, ist der Vorwurf des Landesverrats schnell bei der Hand.

Peter Hoffmann: *Widerstand gegen Hitler und das Attentat vom 20. Juli 1944. Probleme des Umsturzes*, München und Zürich 1984.

In diesem Zusammenhang wies der Historiker Peter Hoffmann in einer seiner Veröffentlichungen über die Geschichte des 20. Juli auf ein zeitgenössisches Grundsatzurteil hin. In der Entscheidung des Reichsgerichts aus dem Jahre 1931 (also *vor* der Machtübernahme der Nationalsozialisten) stellten die Richter fest: „Beim Landesverrat gehört zum Vorsatz das Bewußtsein und der Wille, der deutschen Kriegsmacht Nachteile zuzufügen … Ergibt sich, daß das Gesamtverhalten durch das Ziel beherrscht ist, von der Kriegsmacht des Deutschen Reiches größeren Nachteil abzuwenden und nur zu diesem Zwecke die geringer benachteiligenden Handlungen in Kauf zu nehmen, so fehlt in bezug auf das Gesamtverhalten … das Bewußtsein und der Wille der Benachteiligung.“ Für Hoffmann steht also fest: „Die vom Reichsgericht aufgestellten Voraussetzungen für Landesverrat waren im Widerstand nicht gegeben.“ Stattdessen gab es eine „Außenpolitik“ des Widerstands als „integraler Bestandteil der Verschwörung“ (Klemens von Klemperer) zur Koordinierung des inneren mit dem äußeren Kampf gegen den Nationalsozialismus.

Genau in dieser Anerkennung ehrenhafter Beweggründe sah der Nationalsozialismus den zu überwindenden „Geist“ der Weimarer Republik.

Zwar hatte Adolf Hitler 1924 in seinem eigenen Hochverratsprozeß von der Milde der damaligen Richter angesichts der lauteren Absichten des Täters durchaus profitiert und unter dem Eindruck seines gescheiterten Putsches in *Mein Kampf* hochverräterisches Handeln rechtfertigend festgestellt: „Staatsautorität als Selbstzweck kann es nicht geben, da in diesem Falle jede Tyrannei auf dieser Welt unangreifbar und geheiligt wäre. Wenn durch die Hilfsmittel der Regierungsgewalt ein Volkstum dem Untergang entgegengeführt wird, dann ist die Rebellion eines jeden Angehörigen eines solchen Volkes nicht nur Recht, sondern Pflicht."

Rainer Zitelmann: *Hitler. Selbstverständnis eines Revolutionärs*, Stuttgart 1987, zuletzt München 1998.

In der nationalsozialistischen „Volksgemeinschaft" hatten solche Sätze freilich keine Gültigkeit mehr. Denn: „Die Revolution, die wir gemacht haben, ist eine totale. Sie hat alle Gebiete des öffentlichen Lebens erfaßt und von Grund auf umgestaltet. Sie hat … die Beziehungen der Menschen zum Staat … vollkommen geändert und neu geformt", so Joseph Goebbels im November 1933.

Fritz Illmer: *Treubruch, Verrat, Felonie im deutschen Strafrecht. Eine dogmengeschichtliche Untersuchung*, Würzburg 1937.

Daher wurde im 1936 erschienenen Bericht der Amtlichen Strafrechtskommission als Ziel einer nötigen Reform unter anderem die Rückkehr zum (germanischen) Treubruchgedanken gefordert, um „die Idealisierung des Hochverräters aufheben und durch Kennzeichnung des Hoch- und Landesverrats als der schimpflichsten und schmählichsten Treulosigkeit sowie durch Strafschärfungen den Verrat mit aller Rücksichtslosigkeit" auszutilgen. In einem Kommentar zu diesen Neuerungen heißt es: „Das nationalsozialistische Strafrecht wird das Volk in den Mittelpunkt der Betrachtung stellen und nicht den Staat als solchen". Daraus folgt, daß die Tat des Verräters „das zwischen ihm und der Volksgemeinschaft bestehende Treuband" zerreißt, und der Verräter sich „mit seiner Tat außerhalb der Gemeinschaft und damit außerhalb des Rechts überhaupt" setze. Daher sei als Strafe nur die „völlige Ausmerzung des Verräters" angebracht. „Für den nationalsozialistischen Staat ist der Verrat (Hoch- und Landesverrat) kein Problem; da die Treue zum eigenen Volk die oberste Pflicht jedes Deutschen ist, die von ihm jedes Opfer bis zum Einsatz des Lebens verlangt, ist die Verletzung dieser Treue das schwerste Verbrechen", so der erste nationalsozialistische Reichsjustizminster Franz Gürtner 1936.

Walter Wagner: *Der Volksgerichtshof im nationalsozialistischen Staat*, Stuttgart 1974 (Quellen und Darstellungen zur Zeitgeschichte; 16).



Verrat als Frage des Zeitpunkts II – Ehemalige belgische Ostfrontfreiwillige der Waffen-SS in einem Lager nach Kriegsende

Zum Mißerfolg der „Außenpolitik" des deutschen Widerstands trug entscheidend das mangelnde Verständnis auf seiten der alliierten Gesprächs- oder Verhandlungspartner bei. Dabei spielte das grundsätzliche Mißtrauen gegenüber den Deutschen eine Rolle, selbst dann, wenn sie sich

als Gegner des NS-Regimes bekannten; ebenso Interessengegensätze der Westmächte untereinander sowie die Sorge um die Integrität des Bündnisses mit der Sowjetunion.

Vor allem auf britischer Seite lehnte man eine inoffizielle Neben-Außenpolitik mit Angehörigen der feindlichen Nation ab, die ihrerseits doch in „höchst verräterischer Disloyalität" handelten, wie es ein Angehöriger des *Foreign Office* meinte. Allein die Nennung von Namen derjenigen Generale, die der militärischen Opposition gegen Hitler zuneigten, nannte ein britischer Gesprächspartner Goerdelers bereits „landesverräterische Rede".

Das unter den Londoner Politikern und Diplomaten verbreitete Unverständnis gegenüber den Anliegen und Motiven der anti-nationalsozialistischen deutschen Emissäre mag auch dadurch begünstigt worden sein, daß das britische Strafrecht nicht so strikt zwischen Hoch- und Landesverrat unterschied. Die wesentlichen Delikte und deren Sanktion waren niedergelegt im sogenannten „Statute of Treasons" aus dem Jahre 1315, welches gleichermaßen den (hochverräterischen) Aufruhr gegen das Staatsoberhaupt wie auch die (landesverräterische) Feindbegünstigung sanktionierte.

Horst Brune: *Hochverrat und Landesverrat in rechtsvergleichender Darstellung auf Grund der neuesten strafrechtlichen Entwicklung*, Breslau-Neukirch 1937, Reprint Frankfurt a.M. 1977.

Vor allem war England laut Margret Boveri eine der Ausnahmen in der „Landschaft des Verrats", weil hier in der Person des Monarchen das Empire über ein Symbol, einen konkreten Bezugspunkt für die Treue verfüge. Die scheinbar gespaltene Loyalität, *gegen* Hitlers Regierung aber doch *für* Deutschland zu handeln und zu kämpfen, mußte unter diesen Gegebenheiten schwer nachvollziehbar sein.

So bedauerte der US-Diplomat George F. Kennan nach dem Krieg das Ungleichgewicht zwischen der Abscheu der Westmächte vor Hitler einerseits und dem „sehr geringen Wert" andererseits, den sie „moralisch und politisch" denjenigen auf deutscher Seite beimaßen, „die enorme Risiken auf sich nahmen, um ihn zu stürzen".

Doch auch denen war „unumstößlich klar: niemals durfte ein Handeln, zu dem wir uns durchringen mußten, Gemeingut des Volkes werden. Wehe der Jugend, die glaubt, das Recht zu solchen Schritten sich nehmen zu dürfen", so rückblickend Carl-Hans von Hardenberg.

Klaus Gerbet: *Carl-Hans Graf von Hardenberg 1891–1958. Ein preußischer Konservativer in Deutschland*, Berlin 1993.

Entscheidend für „solche Schritte" war eben auch, daß Hitler sein Land in einen „unter mehr als bloß nationalen Aspekten" geführten Krieg geschickt hatte, wie Ernst Nolte feststellte: Innerer Widerstand hätte nur dann vermieden werden können, wenn es sich ausschließlich um einen nationalen Verteidigungskrieg gehandelt hätte. Doch stattdessen habe Hitler „Stalin die einzigartige Gelegenheit zu einem solchen Krieg" gegeben.

Dieser Umstand wiederum besiegelte dann das Schicksal derjenigen, die meinten, in erster Linie gegen einen bolschewistischen Diktator gekämpft zu haben, und sich nun als „Zwischenfrontgruppe in der Landschaft des Verrats"(Boveri) zu scheinbar gewöhnlichen „Vaterlandsverrätern" abgestempelt sahen.

Zwar gilt also die Feststellung, wonach im „Zeitalter der Ideologien und der totalitären Regime" politische Loyalitäten den „Rahmen der nationalen Interessen" (Klemens von Klemperer) sprengen, anders gesagt: der Verrat des Vaterlands durch den Verrat an der Partei abgelöst wurde. Aber das gilt nicht ausschließlich.

Auf die beiden eingangs erwähnten Beispiele paßt in jedem Fall die Feststellung Noltes: „Landesverrat ist ein Begriff aus der Sphäre der rein nationalen Auseinandersetzungen und Kriege. Ihn allein zum obersten Kriterium zu machen, heißt die spezifische Natur des Zweiten Weltkriegs zu verkennen. Wer ihm jede Bedeutung bestreitet, erklärt diesen Krieg aber zu Unrecht für einen *rein* ideologischen."

Ernst Nolte: Der Faschismus in seiner Epoche, München 1963, zuletzt München 2000.

Zwanzig Schüsse auf Stauffenberg

von Christian Dorn

Freitagabend, 12. Oktober 2007 – 1. Tag, 2nd Unit
Ein Paar, das extra aus der „Heldenstadt" Leipzig angereist ist, hat Pech. Sie sind Autogrammjäger und wollen zu Tom Cruise – vergeblich. Denn an diesem Abend ist nur Statisten-Dreh, in der Fachsprache „2nd Unit". Vor dem Hotel Maritim, dessen Ausgang der Einfahrt des Bendlerblocks schräg gegenüberliegt, stehen abwechselnd ein Dutzend Fotografen und jeweils eine Handvoll Hotelbesucher, unter ihnen Frank Plasberg. Sie sehen zu, wie eine Hundertschaft Komparsen in Wehrmachtsgrau durch die Toreinfahrt des Bendlerblocks stürmt. Stiefeltritte hallen, Staub wirbelt auf, Gejohle ertönt; aus der Menge heraus, die nach ein paar Sekunden im Innenhof verschwindet, ragt eine Hand zum „deutschen Gruß". Das Schauspiel, manchmal unterstützt durch hinterdreinfahrende Militärfahrzeuge, wiederholt sich noch mehrere Male. Die Einpeitscherin vom Set wird zornig. Sie schreit die Männer an: „Niemand soll lachen und grinsen! Das war so langsam und kraftlos, ihr müßt jetzt laut sein! Seid ihr da?" – „Jaaa!" brüllt es im Chor, und dieser Schrei, der weit zu hören ist, lockt wieder Touristen, zumeist Amerikaner, an den Rand des Geschehens, das sich ihnen erst auf Nachfrage erschließt.

Für einen Schauspieler, der gerade im Hotel gegenüber logiert und die Szene mit ansieht, ist es klar: „Der deutsche Landser ist einfach nicht mehr reproduzierbar. – Die müssen so häufig laufen, damit sie richtig erschöpft aussehen. Aber wenn erstmal der erste weint und nach Hause will, dann ist das Ziel wenigstens erreicht." Hessische Touristen dagegen fachsimpeln über die körperliche Größe von Tom Cruise. Sagt der eine: „Jeder Liliputaner ist doch größer als der", entgegnet der andere: „Ach, das ist doch nur eine Einstellungsfrage der Kamera." – Eine kleine Fotokamera hat auch der Tourist, an dessen Jacke unübersehbar der Sticker „God Save Berlin" prangt. Als er gerade vorprescht und in die Knie geht, um ein Bild durch die Toreinfahrt des Bendlerblocks zu machen, wird von den

„Ich liebe Deutschland und die Deutschen. In drei Monaten ist Berlin meine zweite Heimat geworden. Durch Stauffenberg habe ich mich mit der deutschen Seele beschäftigt. Ich bin demütig geworden." Tom Cruise

Security-Leuten plötzlich die Sicht durch ein mit Stoff bespanntes Gitter verstellt. Die Kamera, die er gerade „schußbereit“ gemacht hatte, muß er unverrichteter Dinge wieder einstecken.

Gedreht wird noch bis zum Morgengrauen, gegen Mitternacht fallen noch mehrmals Schüsse, eine Art „Trockenübung“, da die Schauspieler der 1st Unit doch erst morgen antreten.

Samstag, 13. Oktober 2007 – 2. Tag, 1st Unit

Die Nachrichten im U-Bahn-Fernsehen der U2, die Richtung Drehort am Potsdamer Platz führt, melden den Nachdreh von Tom Cruise – vor ihm die Hartz-IV-Demo mit 7.000 Teilnehmern, hinter ihm die Botschaft, daß die Kuppel des Reichstags wegen Reinigungsarbeiten geschlossen wird. – Anschließend erscheint ein Zitat von José Ortega y Gasset: „Die Vergangenheit kann uns nicht sagen, was wir tun, aber was wir lassen müssen.“ – Weitere Meldungen: Der Tod von Anna Nicole Smith wird neu aufgerollt und Reinhold Messner bekennt, daß er *nicht* an den Yeti glaubt.

Vor dem Bendlerblock unterhalten sich junge Leute mit einem Ordner der Filmcrew *bloc inc*. Als sich ein Mann von der Presse nähert, der gern mithören würde, ruft er: „Jetzt kommt ein Journalist, dann halt ich die Klappe.“ Es klingt wie eine unverhohlene Drohung. Die Konfirmandengruppe aus Göttingen, solchermaßen ihres Gesprächspartners beraubt, berichtet sichtlich unsicher: Ja, der Mann habe ihnen von der „Geschichte und so“ erzählt. Haben sie denn die Geschichte Stauffenbergs und des Attentats vom 20. Juli 1944 nicht gekannt? „Na, nein, eigentlich nicht.“ Dann erinnern sie sich an das eben Gehörte: „Da gab es den, wie hieß der, Hitler, ach so, ja, und der Stauffenberg wollte den bomben, aber das hat er nicht geschafft. – Dafür wird heute Tom Cruise erschossen!“ rufen sie leicht begeistert über ihre kleine Provokation, und verschwinden im selben Augenblick.

„Mein Vater ist eine Person der Zeitgeschichte. Selbst wenn ich nachträglich gegen den Film vorgehen würde – etwa, weil mein Vater in einer ehrabschneidenden Art dargestellt würde –, dann bestünde doch die Gefahr, daß ich für so etwas auch noch Werbung mache. Was soll ich mich vor irgendwelchen amerikanischen Gerichten rumstreiten? Verhindern kann ich diesen Film ohnehin nicht.“
Berthold Graf Schenk von Stauffenberg

„Ihr könnt ruhig kräftiger zupacken!“ – Gesagt hat er es wohl englisch. Ein Komparse, der zu dem Trupp jener Soldaten gehört, berichtet, wie sie den standrechtlich erschossenen Stauffenberg in einer Decke wegtragen. Über zwanzig Mal wurde der Kopf der Verschwörung nach seiner Erschießung ausgetauscht, zwei-, dreimal jedoch mußten sie auch Cruise selber in der Decke wegtragen. Nach dem ersten Mal habe er ihnen gesagt, daß sie ruhig härter anpacken könnten. „Man denkt dann eigentlich nicht, wen man wegträgt.“ Aber: „Bei uns ist das alles würdevoller, da wird die Decke ausgebreitet und extra darauf geachtet, daß keine Falte ist – so war das damals sicher nicht.“ Dann muß er wieder rein, einige Zeit später fallen wieder die Schüsse, nur das Vermächtnis Stauffenbergs ist nicht zu hören: „Es lebe das geheime Deutschland!“ – mit diesem Ausruf hatte Oberst Claus Graf Schenk von Stauffenberg von seinem Leben und seinem Vaterland Abschied genommen, bevor er unter den Kugeln des Exekutionskommandos zusammengebrochen war.

„Ich finde, der Trailer sieht gut aus. Und ich finde auch Tom Cruise macht sich gut in der Rolle. Die ganzen Anfeindungen wegen seiner Glaubensrichtung scheinen ihn perfekt auf die Rolle vorbereitet zu haben!!!!!!“
Number One (Blogger)

Gerüchte ranken sich um die Frage, ob dieser Nachdreh wirklich nötig war, oder nur ein Vorwand ist, weil damals nicht genug Zeit war. Wahrscheinlich benötige man nur neue Kameraeinstellungen. Der Mann an der Absperrung gibt seine Art von Auskunft: „Die sind so clever, die haben keinen konkreten Zeitplan.“ – Neben den Statisten gibt es die Statistik im Bendlerblock, doch wen interessiert das? Von den Komparsen wird berichtet: fünf Träger, zehn Leute Erschießungskommando, vier bis fünf Leute Begleitkommando und fünfzehn Komparsen, die an der Wand stehen, „damit es nach was aussieht“. Des weiteren drei bis vier Komparsenverantwortliche, zwei Kameras, zehn Lichttechniker, zwei unbekannte Leute, „die immer da sind und ziemlich viel zu sagen haben“ sowie Regisseur Bryan Singer und seine drei, vier Assistenten. – Singer läuft wenig später aus dem Hotel hinüber in den Bendlerblock. Kurzes Blitzlichtgewitter. Trotzdem wis-





Tom Cruise ist Stauffenberg (Foto: Frank Connor / United Artists)

sen selbst von den Fotografen nur wenige, wer dieser jungenhafte Typ ist, den sie eben *halbwegs* erhascht haben.

Lieber sprechen sie derweil von „Katie“ und „Tom“ – es ist, als redeten sie von ihren Adoptivkindern, die sich ihrer Obhut entzogen haben. Eine Formulierung, ebenso ehrfurchtsvoll wie täuschend. Als eine dunkle Wagenkolonne aus dem Lager der Filmcrew ausbricht, hetzt ein halbes Dutzend Fotografen hinterdrein, als gälte es, die Limousine John F. Kennedys nach dem Attentat noch einzuholen. Einer von diesen mit großem Objektiv bewaffneten Sprintern kehrt mit der Erfolgsbotschaft zurück, wohl Tom Cruise erwischt zu haben. Als er auf das vordere Auto zustürmte, seien drei Security-Leute herausgesprungen: „Get away from this car!“ Der Mann ärgert sich: „Ich hätte sofort mehrmals in die Frontscheibe *reinschießen* müssen!“

Thomas Kretschmann, der zunächst für die Rolle Stauffenbergs im Gespräch war, nun aber mit einer Nebenrolle vorliebnehmen muß, läuft an den Fotografen vorbei ohne stehenzubleiben: „Was macht ihr nur mit den Fotos?“ Christian Berkel, der angeblich ein gutes Verhältnis zum Stauffenberg-Darsteller entwickelt haben soll, huscht hinterher, auf seinen Lippen einen ähnlichen Kommentar wie sein Vordermann. Gesprächiger zeigt sich Matthias Schweighöfer, der in *Valkyrie* den Sekretär von Generaloberst Friedrich Fromm (Tom Wilkinson) spielt, welcher als Chef des Ersatzheeres den Putsch Stauffenbergs zu sabotieren versucht hatte und später die Erschießung der Verschwörer angeordnet hatte. Schweighöfer verrät: „Wir drehen bis zum Morgengrauen. Wieso? Weil das die krasseste zu bekommende *location* der Welt ist.“ Und Tom Cruise? „Der ist immer sehr konzentriert, sehr professionell.“ Und abgeschirmt. Niemand kriegt ihn zu sehen. Nur ein Fotograf erhascht ihn nach Mitternacht, wie er zum Set, dem Bendlerblock, über den Hintereingang wechselt.

In Zeitungsberichten zum Nachdreh der *Valkyrie*-Produktion heißt es, der Film würde den deutschen Widerstand international bekannt machen. Immerhin. Vielleicht macht er den deutschen Widerstand sogar national bekannt. Der Komparse, der den hingerichteten Stauffenberg wegträgt, hat nämlich erst mit Beginn der Dreharbeiten von der Geschichte Stauffenbergs erfahren, und er gibt zu, daß sie ihn nicht wirklich berührt. Auch die anderen Komparsen hätten kein Interesse an dieser Geschichte, er kenne keinen, den dieses Schicksal bewege. Es sei alles schon so weit weg, und das „Dritte Reich“ könne man irgendwann nicht mehr ertragen.

„Vor allem die Aufreger werden ins Kino rennen. Und dann kann man sich aufregen, weil man zu wenig unterhalten wurde, als Zuschauer, oder historisch zu wenig erfüllt, als Deutscher, oder so. Ich, als ‚eine-mit-dem-Namen‘ werde mich nicht aufregen, ich als Zuschauer schon, wenn der Film schlecht wird. So wie das bei jedem Film sein kann. Aber eben nicht wegen Scientology. Dann eher noch wegen Mission Impossible 2.“ Marie von Stauffenberg

Ein älteres Ehepaar erscheint am Drehort. Sie hören die Schüsse. Der aus Westdeutschland angereiste Mann ist gebürtiger Berliner. Im Juli 1944 war er ein fünfzehnjähriger Junge. „Mit großer Hoffnung“ habe er damals von dem Attentat gehört, die Nachricht von der Niederschlagung dann sei „furchtbar“ gewesen. – Sie waren schon einmal am Nachmittag hier gewesen, weil sie in die Gedenkstätte Deutscher Widerstand wollten, die sich im Bendlerblock befindet. Ob er sich denn den Film ansehen würde, wenn er ins Kino kommt? Das wisse er jetzt noch nicht, so seine Antwort. Dann schreitet der Enkel ein. Der Großvater werde jetzt nichts mehr sagen, solange der Journalist nicht verrate, wie er gedenke, diese Information im Artikel zu verarbeiten, und wenn er nicht auf der Stelle verspräche, ein Belegexemplar zuzusenden. Schließlich würden sie hier Informationen verkaufen.

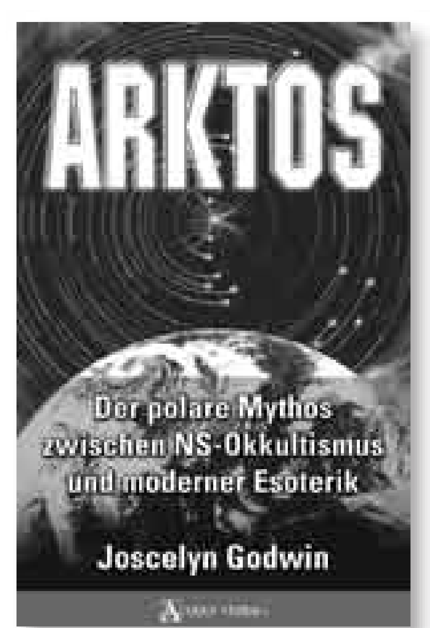
14. Oktober 2007, Sonntag – 3. Tag, „Der letzte Samurai“ (Pro7), 20.15 Uhr

Tom Cruise kämpft vor 120 Jahren in Yokohama, Seite an Seite mit dem letzten Samurai. Dort sagt er Sätze wie: „Ich habe einen Vertrag mit Winchester. Für fünfhundert Piepen bringe ich jeden um, den Sie wollen. Ich kämpfe mit der Ironie meines eigenen Schicksals.“ Zuletzt kniet er vor dem japanischen Kaiser, der ihn nach dem Tod des letzten Samurai ausfragt: „Wie ist er gestorben?“ Die Antwort: „Ich will euch erzählen, wie er gelebt hat.“

„Jeder Tag ist ein Geschenk. Du mußt dein Leben selbst in die Hand nehmen, dann kannst du alles erreichen. Ich konnte meine linke nicht von der rechten Hand unterscheiden, konnte mir nichts merken, und jetzt flieg ich meinen eigenen Jet. Die Botschaft des Lebens: Du kannst deine Träume wahr machen, wenn du nur an dich glaubst.“ Tom Cruise

Man möchte fragen: Was bedeutet es für Deutschland, daß Tom Cruise die Geschichte Stauffenbergs erzählt? Oder: Was bedeutet es für Stauffenberg, daß Tom Cruise ihn spielt? Oder: Was bedeutet es für Deutschland, daß demnächst ein Hollywood-Film einen Fixstern deutscher Nachkriegsidentität besetzt haben wird? Niemand kann es sagen.

POLITIK UND ZEITGESCHICHTE



ISBN
978-3-902475-40-4
Joscelyn Godwin
ARKTOS
Der polare Mythos zwischen NS-Okkultismus und moderner Esoterik
ca. 336 Seiten, zahlreiche S/W-Abbildungen, Hardcover
€ 29,90

Stammen die Wurzeln der Kultur aus dem Norden, aus Thule oder Atlantis? Der Mythos einer „arischen Rasse", die Vorstellung einer hohlen Erde und die Suche nach legendären spirituellen Zentren wie Agartha und Shambala stehen in engem Zusammenhang mit dem polaren Mythos, der nicht nur im NS-Okkultismus anzutreffen war, sondern auch bei heutigen Esoterikern eine Rolle spielt. Wissenschaftlich akribisch und doch spannend dokumentiert der Autor die verschlungenen Wege dieser Ideen.



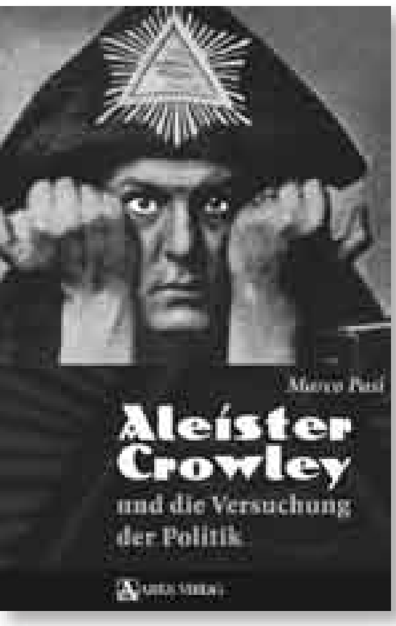
ISBN
978-3-902475-43-5
Oswald Spengler
JAHRE DER ENTSCHEIDUNG
Deutschland und die weltgeschichtliche Entwicklung
Neu herausgegeben von Frank Lisson
184 Seiten, Hardcover
€ 19,90

Die Schriften des Geschichtsphilosophen Oswald Spengler, des „Meisterdenkers der Konservativen Revolution", werden wieder intensiv diskutiert. So auch Spenglers 1933 erschienene Schrift „Jahre der Entscheidung", die häufig als Vorwegnahme heutiger Krisen in einer globalisierten Welt gedeutet wird und nun wieder greifbar ist. Oswald Spengler verfügte über das, was gemeinhin als „visionärer Blick" bezeichnet wird. Von dieser Warte aus sah er den Niedergang Europas voraus. Spengler hoffte, daß dieser Niedergang verzögert werden könne. Hierbei schrieb er den Deutschen eine zentrale Rolle zu.



ISBN
978-3-902475-38-1
Claus M. Wolfschlag
TRAUMSTADT UND ARMAGEDDON
Zukunftsvision und Weltuntergang im Science-Fiction-Film
ca. 240 Seiten, zahlreiche Farb- und S/W Abbildungen, Hardcover
€ 19,90

Nicht in allen Science-Fiction-Filmen erscheint die Zukunft als technisches Wunderland. Viele Filme gehen davon aus, daß unser liberalkapitalistisches System in eine dunkle Zukunft führt, die von Umweltkatastrophen, totalitärem Machtmißbrauch oder einem Zerfall der Gesellschaft in Bürgerkrieg geprägt ist. Hinter der Action-Fassade vieler SF-Filme findet sich häufig eine grundlegende Kulturkritik.



ISBN
978-3-902475-14-5
Marco Pasi
ALEISTER CROWLEY UND DIE VERSUCHUNG DER POLITIK
335 Seiten, zahlr. S/W-Abbildungen, Hardcover
Aus dem Italienischen von Ferdinand Leopold
€ 24,90

Aleister Crowley (1875–1947) war einer der bekanntesten Magier und Okkultisten des 20. Jahrhunderts. Sein Einfluß reicht heute bis in die verschiedensten Zweige von Esoterik und New Age. Weitgehend unbekannt waren bislang aber die politischen Kontakte und Aktivitäten Crowleys im Ersten und Zweiten Weltkrieg sowie während seiner Zeit im faschistischen Italien, die einen neuen, überraschenden Blick auf seine Person ermöglichen.

Vaterlose Gesellen – das Beispiel Ludin

von Ellen Kositza

Ludin? Wir (wenigstens die Internet-Suchmaschine *google* tut dies) assoziieren zuvörderst den Vornamen Fereshta: So heißt die „deutsche" Lehrerin aus Afghanistan, die den Kopftuchstreit auslöste, einen Justizfall, in dem Frau Ludin ihren betuchten Kopf letztlich nicht durchsetzen konnte.

Dann: Ludin, der Zweite (nach *google*-Hierarchie), wieder eine „Haupt"-sache, wieder justitiabel: Hanns Elard Ludin hielt vor sechzig Jahren seinen Kopf hin. Am 9. Dezember 1947 ließ die tschechoslowakische Regierung den ehemaligen SA-Führer und späteren Gesandten in der Slowakei strangulieren. Ludin hinterließ seine Frau und sechs Kinder. Diese Kinder, vier Töchter und zwei Söhne, gingen ihren Weg fortan vaterlos.

Daß die Älteste, Erika, und der Zweitjüngste, Malte, an ihrem Vater gescheitert sind, legen zwei Veröffentlichungen nahe: Malte Ludin (geboren 1942, Diplom-Politologe und Regisseur unter anderem von Kinderfilmen wie *Mulo, eine Zigeunergeschichte* und *Schalom Tatjana*) drehte 2004 den Film über *2 oder 3 Dinge, die ich von ihm weiß*. 2005 lief die hochemotionale, geradezu gespenstisch anmutende Familiendoku in (Programm-)Kinos und im Fernsehen. Im September zeigte die ARD abermals diese opportune zweite Hinrichtung des Hanns Ludin, die zuvor in zahllosen Rezensionen (die wenigen kritischen Besprechungen der DVD führt die offizielle Filmseite nicht auf) als fulminanter Tabubruch gefeiert wurde.

2 oder 3 Dinge, die ich von ihm weiß. Ein Dokumentarfilm von Malte Ludin, 2005.

Erika wiederum schrieb oder filmte nicht selbst, sondern fand in ihrer Tochter Alexandra (also der Enkelin des Hanns Ludin) eine emphatische Biographin: 2007 erschien das Buch *Schweigen tut weh*. Das Titelbild zeigt in suggestiver Nahaufnahme die kleine „Eri" bei einer offiziellen Blümchenübergabe an Hitler: Der Vater – augenfällig der Kontrast zwischen seinem Lächeln und dem wuchtigen Lederhandschuh auf Erikas Rücken – führt die adrett gekleidete, bezopfte kleine Tochter dem Führer zu, der sich (ebenfalls unter dem Schirm der Uniformmütze hervorlächelnd) zum sich kerzengerade haltenden Mädchen niederbeugt.

Alexandra Senfft: *Schweigen tut weh. Eine deutsche Familiengeschichte*, Berlin 2007.

Malte Ludin und Alexandra Senfft: Beide, der Sohn wie die Enkelin, operieren argumentativ – direkt oder indirekt – mit dem Mitscherlich-Bestseller *Die Unfähigkeit zu trauern*. Daß der Ahn ein Kriegsverbrecher und, mehr noch, Täter mit bestialischem Potential, gewesen sei und daß sich gerade seine Töchter diesem axiomatisch immer und immer wieder hervorgebrachten Sachbestand verweigerten, – dies wurde beiderseits als Erbe angenommen.

Alexander und Margarete Mitscherlich: *Die Unfähigkeit zu trauern. Grundlagen kollektiven Verhaltens*, München 1967, zuletzt München 2007.

Zumindest für die Erläuterung von Malte Ludins Klagefeldzug wäre ein ebenso populäres Buch aus der Feder des Psychoanalytikers Alexander Mitscherlich als Interpretationsgrundlage dienlich: *Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft*. Die Vaterlosigkeit ist bei Ludin jun. keine Option, keine gleichsam metaphysische Gegebenheit (im Sinne eines klassischen ödipalen Konflikts), sondern, ganz realpraktisch, die Grundlage. Sich des Vaters, den er leiblich zeitlebens entbehrte, auch geistig zu entledigen, dessen Erbe so weit als möglich in den Wind zu schlagen, zornig, unerbittlich und gegen jegliche familiäre Solidarität, ist Malte Ludins Ansinnen. Ein Vatermord, posthum.

Alexander Mitscherlich: *Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft. Ideen zur Sozialpsychologie*, München 1963, zuletzt Weinheim 2003.

Wie nennt man das: feige? Den hinterlistigen Dolchstoß des Nachgeborenen, mit Heldenpose vollführt an einem Toten? Das Gros der Rezensenten nennt es „mutig“, findet es „spannend“. Malte Ludins Grundthese ist, daß seine Geburtsfamilie (nicht zufällig, das sagt er selbst, hat er ausgerechnet eine Tschechin geheiratet, eine ausgewiesene Antifaschistin, die seinen Film produzierte) sich nie der Tatsache gestellt habe, einen Kriegsverbrecher als Mann und Vater zu ehren. Insofern sei seine Familiengeschichte eine „typisch deutsche“. Zu Lebzeiten der Mutter Erla (sie starb 1997) habe er sich nicht an diesen Film gewagt; sie sei „der Gralshüter der familiären Wahrheit über unseren Vater“ gewesen, zudem die „einzige Bezugsperson“ des jüngsten Sohnes in der Familie. Auf ihre Zuneigung wollte er nicht verzichten – „und die hätte ich garantiert verloren.“

Bruder Tilman, früh nach Südafrika ausgewandert, ist bereits verstorben; er galt als Liebling des Vaters – auch diesem Hinweis mag eine Bedeutung zukommen. Gemeinsam mit seinen drei noch lebenden Schwestern (Buchhändlerin und Künstlerin Barbel, Galeristin Andrea und Journalistin Ellen) beugt sich der Regisseur über die Hinterlassenschaften des Vaters. Hager, spitzbäuchig, das Halboval der roten Brille vorn auf der Nasenspitze, liest der Sohn aus dem letzten Brief des Vaters. Kopfschüttelnd, in nachlässigem Nuschelton: „Pffpff...!“ Er gräbt Zeitungsartikel aus, etwa den zeitgenössischen Bericht einer Journalistin über die Familie Ludin. Gemäß Maltes Kommentaren ist hier alles faul, alles verbrecherisch, etwa bereits die Formulierung über Erlas „blonde Schönheit“. Dies sind nur Auftakte zu den Anstrengungen, die dem Zuschauer bevorstehen. Insistierend rüttelt der Sohn am positiven Vaterbild seiner Schwestern, die ihm teils schneidend (Andrea), teils hochmütig („So ist der Krieg, Maltechen!“: die furiose Barbel) und, tief verletzt, mitunter den Tränen nahe (Ellen) *ihr* Verständnis der damaligen Zeit, der Umstände und des stets aufrechten Vaters entgegenhalten.

Wir werden mit suggestiven Filmschnitten konfrontiert: Barbel (sie lehnte eine Teilnahme an der Dokumentation zunächst ab, sah dann aber eine Möglichkeit, darin *ihr* Bild des Vaters zu vertreten) berichtet von der Zeit, die die Familie in der Slowakei verbrachte. Für die Kinder eine schöne Zeit; man lebte wohlbehütet in einer enteigneten Villa. Die Vergangenheit wird jäh zerschnitten, der Regisseur fügt die Erzählung eines jüdischen Nachbarn ein, um die heile Täterkinder-Welt effektvoll zu kontrastieren. Hier Barbels detaillierte Erinnerungen an Raumaufteilungen und Alltagsbegebenheiten, dort das Judenkind, das fern der Heimat in einer Viehtränke schlafen mußte.

In besonderer Weise erschreckend sind die Stimmen der Ludin-Enkel. Oder sind es deren Gesichter? Näselnd und naseweis wird Hanns Ludins Verantwortlichkeit „für die grausamsten Verbrechen der Menschheitsgeschichte“ aufgesagt. Aalglatt die Gesichter, ironisch gekräuselt die Münder: sie sagen alles – und nichts zugleich. Zum Teil sprechen sie (es sind Nichten und Neffen des selbst kinderlosen – das ist außerhalb jeder demographischen Betrachtung bedeutungsvoll – Regisseurs) kein Deutsch mehr und kultivieren in anderen Teilen der Welt eine Selbstaufgabe, wie es wohl nur Deutsche hinbekommen.

Wo Ludin jun. auf Widerstände stößt, gleichen die Gesprächssituationen Verhören, und es versteht sich, daß der Regisseur durchgehend psychologische Berater am Set beschäftigte. Auch für sich selbst? Für einen unvoreingenommenen Psychologen ergäben Malte Ludin und sein präödipales Agitieren jedenfalls eine feine Fallgeschichte. Der Mediziner und Psychotherapeut Eduard Peter Koch, der sich vor Jahren des Vätermangelsyndroms angenommen hat, nennt solch symbolische „Vaterverbrennung" eine Folge der „Entrelativierung" von Geschichte. Insofern lasse sich die Entnazifizierung (gemäß Koch „kein historisch abgeschlossener Vorgang") als „gewaltsame Vernichtung des väterlichen Prinzips" beschreiben. Beispielhaft für Malte Ludins „Vaterverbrennung" sind neben den heftigen Wortgefechten mit der sturen Barbel („Ich glaube schon, daß er [also: Hanns Ludin] besser war als ich – und vielleicht sogar als du!") die Aufnahmen mit Ellen. Während die grauhaarige Frau leise und mit schwimmenden Augen spricht, an Kleid und Schal nestelt und den Verlust des Vaters offensichtlich so wenig verwunden hat wie die Anschuldigung, dessen Erbe ja in sich zu tragen, gibt Ludin den Inquisitor, der weiß, daß er nichts zu verlieren hat: Nachlässig hockt er auf dem Stuhl, die Lehne zwischen den Beinen, das Kinn aufgestützt – hier ist keiner, der die Wahrheit sucht. Er hat sie längst für sich gepachtet.

Nicht in diesem Maße abgesichert hat sich Alexandra Senfft auf die Spurensuche begeben. Man mag ihr 350 Seiten starkes, reich bebildertes Buch für eine öffentlich ausgetragene Psychotherapie halten – es ist eine detaillierte Wahrheitssuche von schier herzzerreißender Offenheit. Und es ist, ganz nebenbei, eine Gesellschafts- und Sittengeschichte der Nachkriegszeit. Senffts Mutter, Erika Ludin, Jahrgang 1933, galt früh schon als „schwieriges Kind" mit einer starken, ambivalenten Elternbindung. Tochter Alexandra zitiert aus innigen Briefen der Salem-Schülerin an Mutter und Vater, zeichnet den Kummer der Halbwaise nach und deren Versuche einer Bewältigung. Noch als Jugendliche trug sie die alte Jacke des Vaters, schrieb auf seinem Briefpapier. Als junger Frau gelang ihr der Aufstieg in die tonangebenden Kreise der jungen Republik, sie heiratete den herausragenden linken Journalisten Heiner Senfft. In ihrem Haus verkehrten Walser und Raddatz; die Ehepaare Gaus, Augstein und Brandt sowie Romy Schneider zählten zum Freundeskreis. Zeitlebens rastlos und labil, gab sich Erika Senfft bereits in frühen Jahren Alkohol und Depressionen hin, hatte etliche außereheliche „Männergeschichten" und starb 1998 einen grausamen Tod.

Ingeborg Bellmann und Brigitte Biermann: *Vatersuche. Töchter erzählen ihre Geschichte*, Berlin 2005.

Die Tochter (ein feminines Abbild des Großvaters), geboren 1961, einst Grünen-Referentin, dann als UN-Mitarbeiterin in der Westbank und im Gazastreifen tätig – auch diese Ortswahl nach eigener Einschätzung „kein Zufall" –, läßt keinen Zweifel an der Schuld Hanns Ludins. Doch sie pflegt, anders als Onkel Malte, einen behutsamen Ton: „Ich sehe diesen, nein, nicht diesen: meinen Großvater am Galgen hängen und stelle mir vor, wie es gewesen wäre, wenn er nicht hingerichtet worden wäre und ich als Kind auf seinem Schoß hätte sitzen können. Wäre er in Deutschland vor Gericht gekommen und nicht in der Slowakei, hätte man ihn vermutlich nicht zum Tode verurteilt. Ich nehme an, er hätte eine Haftstrafe absitzen müssen und wäre dann irgendwann wieder entlassen worden. Im Nachkriegsdeutschland sind doch so viele davongekommen (an anderer Stelle nennt Senfft beispielhaft Ernst von Weizsäcker, der wie Ludin, und von noch höherer Stelle, Judendeportationen „abzeichnete"). Meine Kinder hätte er dann vielleicht auch noch kennengelernt; ob er sie auch so sanft und entzückt im Arm gewogen hätte wie meine Großmutter Erla?"

Wer war Hanns Ludin – über die „zwei oder drei Dinge" hinaus, die sein Sohn von ihm zu wissen vorgibt? Wer war dieser Großvater, dessen Schattenwurf noch die Enkelin zu einer verzweifelten Seelenschau veranlaßt? Hanns Elard Ludin wurde 1905 als einziges Kind eines Gymnasiallehrers und einer Malerin geboren. Nach dem Abitur trat er 1924 in die Reichswehr ein. 1930 wurde der junge Leutnant gemeinsam mit Richard Scheringer und Hans Friedrich Wendt im Ulmer Reichswehrprozeß wegen des „Versuchs nationalsozialistischer Zellenbildung" zu achtzehn Monaten Festungshaft verurteilt. Nach acht Monaten kam er frei und trat der NSDAP bei. Ab April 1933 fungierte er als Führer der SA-Gruppe Südwest, wurde im Rahmen des Röhm-Putsches verhaftet, jedoch von Hitler persönlich begnadigt. 1939/40 nahm er als Batterieführer am Polen- und

Frankeichfeldzug teil. Ab Anfang 1941 residierte er in Preßburg und hatte dort die Stellung als „Gesandter und Bevollmächtigter Minister des Großdeutschen Reiches“ im Vasallenstaat Slowakei inne. Zu den Slowaken unterhielt er ein freundschaftliches Verhältnis. Für nationalsozialistische Gegenspieler, die sich um seine Absetzung bemühten, agierte er zu nachgiebig – für den Sohn fällt der Einsatz des Vaters für slowakische Eigeninitiativen unter die Kategorie einer berechnenden politischen Klugheit.



Erla Ludin mit ihren sechs Kindern (Erika links oben, Malte rechts in der Mitte), ca. 1957, aus dem besprochenen Buch von Alexandra Senfft

Hanns Ludin, der die Deportationsbefehle für rund 60.000 slowakische Juden unterschrieb, muß ein beeindruckender Mensch gewesen sein. Allenthalben finden wir diesen Lebemann mit „barocker Ader“ als Idealisten beschrieben: gebildet und nachdenklich, immer gutwillig, weder Hitzkopf noch Karrierist. Daß Ludin 1945 von den Amerikanern festgenommen wurde, wie das einschlägige Internet-Lexikon festhält, ist nur die halbe Wahrheit. Ludin hat sich gestellt, nachdem er von der Inhaftierung des slowakischen Präsidenten Jozef Tiso hörte. Noch als Ludins Freund Scheringer (sein Briefkorrespondent bis zum Tode) längst zum Kommunismus übergewechselt war, beschreibt er die Szenerie, wie Ludin im Lager, in dem auch Tizo einsaß, vorstellig wurde: „Die Amerikaner glaubten ihm nicht, als er behauptete, er sei deutscher Gesandter in der Slowakei gewesen, und nahmen ihn erst nach längerem Drängen im Lager auf.“ Scheringer bereitete alles für eine Flucht Ludins vor, hatte falsche Papiere besorgt, „aber Ludin wollte nicht hinaus (…) Ludin wies alle Hilfe zurück. Im Gegensatz zu jenen, die sich drückten, wollte er der Gerechtigkeit genüge tun.“

Richard Scheringer: *Das große Los. Unter Soldaten, Bauern und Rebellen*. Mit einem Vorwort von Ernst von Salomon, Hamburg 1959, zuletzt Rostock 2004 (Jubiläumsausgabe zum 100. Geburtstag des Autors, mit einem Vorwort von Hanns-Ernst Scheringer).

Noch später hatte Ludin mehrfach Gelegenheit zur Flucht. Unter anderem wollte ihm der ehemalige Freikorpskämpfer und Schriftsteller Ernst von Salomon dazu verhelfen. Von Salomon (1902–1972) hat Ludin in seinem autobiographischen Erfolgsroman *Der Fragebogen* ein Denkmal gesetzt. Die beiden lernten sich 1945 im bayerischen US-Gefangenenlager Natternberg persönlich kennen. Ludin galt dort als „der weitaus beliebteste Mann (…) Er war auch der beste Nationalsozialist, den ich kannte.“ Einmal war „Spießrutenlaufen“ befohlen; die Gefangenen hatten in alphabetischer Reihenfolge anzutreten: „Ludin war aufgerufen worden. Ludin lief nicht. Er ging im Lagerschritt. Sie droschen auf ihn ein. Ludin ging gleichmütig weiter. Als er bei Wislowski angelangt war, verlor er einen seiner Holzschuhe. Er machte kehrt und angelte mit dem nackten Fuß nach seinem Schuh. Wislowski lief hinter ihm her und schlug auf ihn ein. Dabei verlor Wislowski seinen Gummiknüppel. Ludin bückte sich und überreichte ihn Wislowski.“ Nachdem dem jähzornigen Aufseher abermals die Waffe entglitten war, brach man den „Appell“ ab. „Das Lager lachte, das ganze Lager von L bis Z lachte wie befreit. Ludin, alter, braver Ludin, verstehe einer die Welt! Ludin verstand sie.“

Ernst von Salomon: *Der Fragebogen*, Hamburg 1951, zuletzt Reinbek 2007.

Von planmäßigem Massenmord an Juden habe Ludin nichts gewußt, schreibt von Salomon. Davon in Kenntnis gesetzt, habe Ludin dies eine „bodenlose Sauerei“ geschimpft. Was nutzt es? Ludin wird als *war criminal* dem Nationalgericht in Preßburg überstellt. Eine letzte Möglichkeit zur Flucht läßt er ungenutzt: „Ich habe geschwankt, ich habe Irrtümer und Fehler begangen, aber kein Verbrechen. Ich lege daher die Entscheidung über mein Schicksal ganz ruhig in Ihre Hände.“ Jegliche Verteidigung, auch die leidenschaftliche Fürsprache des Reformpädagogen und Salem-Gründers Kurt Hahn, können das Todesurteil gegen den „Ex-Menschen“ (Chef-Ankläger Michal Gerö) nicht abwenden. Nur einer unter zwei Dutzend Anklagepunkten betraf die Judendeportation. Ludin, so von Salomon, wollte nicht, „daß meine Kinder jemals von ihrem Vater sagen können, er habe für seine Sache nicht geradegestanden“. Für den Sohn Malte dürfte dieses Ansinnen keine Rolle gespielt haben.

Neues Mittelalter

von Karlheinz Weißmann

„Neues Mittelalter“ ist eine begriffliche Zusammenstellung, die ganz verschiedene Assoziationen weckt: nostalgische, irritierte oder angstvolle. Beginnen wir mit den nostalgischen. Die lassen sich ohne große Schwierigkeiten verorten: in der Romantik und dem, was zu Recht oder Unrecht als ihr Erbe auftritt. So gibt es in der Gegenwart eine breite Bewegung, die zuerst im angelsächsischen Raum, dann in Skandinavien und Frankreich etabliert wurde und nun auch in Deutschland Mengen von Menschen aller Altersstufen dazu bringt, sich in Kostüme vergangener Epochen zu kleiden, längst ausgestorbene Kunstfertigkeiten zu lernen und merkwürdig gestelzt daherzureden. *Living history* oder *reenactment* sind natürlich nicht auf das Mittelalter beschränkt, es gibt auch antike Kelten, römische Legionäre, Landsknechte, Soldaten der friderizianischen oder der napoleonischen Kriege und in Amerika wenigstens Einheiten der Waffen-SS in originalgetreuer Montur, mit entsprechenden Fahrzeugen und Waffen.

In erster Linie handelt es sich aber doch um Ritter und Knappe, Edelfräulein und Magd, Turnier und höfische Minne, Spanferkel am offenen Feuer und Bier aus Humpen. Die Deutung dieses Phänomens ist nicht schwierig: Es handelt sich im Kern um die Sehnsucht nach dem Außergewöhnlichen, den Wunsch nach einem bunteren Leben als es die prosaische Gegenwart bietet. Begleitet wird das ganze längst von einer eigenen Industrie, die demjenigen, der nicht selbst schneidern oder schmieden kann, die Utensilien zur Verfügung stellt, entsprechende Zeitschriften druckt, die Flut der historischen Romane nicht abreißen läßt, Computerspiele auf den Markt wirft und für die *convention* mit der richtigen Atmosphäre sorgt.

Eine Tiefendimension wird man vergeblich suchen. Es gibt keine Theoretiker dieser Bewegung, es handelt sich nicht um Mittelalter, sondern um ein ganz modernes Konzept von Selbstverwirklichung, das sich nur eine etwas ungewöhnliche Art von Simulation ausgesucht hat. Das unterscheidet sie von der Romantik genauso wie von der „Neuromantik". Die Romantik trat an der Wende vom achtzehnten zum neunzehnten, die Neuromantik an der Wende vom neunzehnten zum zwanzigsten Jahrhundert auf. Auch dabei ging es um die Sehnsucht nach dem Vergangenen, aber doch in einem ernsthafteren Sinn. Man sah im Mittelalter ein Zeitalter der Ganzheit, des harmonischen Ausgleichs von Gott und Natur, Gefühl und Verstand, Gemeinschaft und Individuum. Das hat im Fall der Romantik zu wunderbaren Hervorbringungen in Dichtung, Komposition und Malerei geführt, aber auch zu Impulsen, die direkt auf die Gestaltung des Politischen und Sozialen ausgriffen. Gemeint sind damit nicht die theaterhaften Inszenierungen Friedrich Wilhelms IV. von Preußen, aber sehr wohl die von ihm veranlaßte Vollendung des Kölner Doms als Nationaldenkmal. Und in diesen Zusammenhang gehört auch der Aufbau der Inneren Mission und damit der karitativen Betreuung des gerade entstandenen Industrieproletariats.

Der Gründer der Inneren Mission, Johann Hinrich Wichern, war ein hochkonservativer Mann, der mit vielen Theoretikern seiner Zeit die Auffassung teilte, daß die Moderne samt Kapitalismus, Mechanisierung und Atomisierung korrigiert werden müsse durch die Schaffung neuer Bindungen. Die sollten auch religiöser Natur sein, aber in erster Linie dem Zweck dienen, den weiteren Zerfall der Gesellschaft in immer andere und immer kleinteiligere Formen zu verhindern. Die Vorstellung, die altständische Ordnung durch eine neue – berufsständische – zu ersetzen oder zu ergänzen, hat die Konservativen sehr lange Zeit beschäftigt, wobei die katholischen noch entschiedener diesem Ansatz folgten als die evangelischen. Die Wirkungen gingen rasch über die Grenzen des politischen Lagers hinaus, man könnte auch in der Genossenschaftsbewegung oder der Historischen Rechtsschule die Folgen der Impulse nachweisen.

Michael Freund: *Georges Sorel – Der revolutionäre Konservativismus*, Frankfurt a.M. 1972.

In Deutschland sind die romantischen Strömungen besonders stark gewesen und niemals ganz verschwunden, so wenig wie die Verklärung des Mittelalters, das gerade in der Zeit des nationalen Erwachens als Epoche deutscher Größe galt, an die wiederanzuknüpfen sei. Eine Intensivierung erlebten solche Strömungen in den beiden Jahrzehnten vor dem Ersten Weltkrieg. Was eingangs als Neuromantik apostrophiert wurde, war eine Chiffre für heterogene Strömungen von Literatur und bildender Kunst über die Lebensreform bis zum Wandervogel. Vergleichbare Entwicklungen gab es auch in Skandinavien und England, man denke an die nationalromantische Architektur Schwedens oder die *Arts-and-Crafts*-Bewegung sowie die Präraffaeliten Großbritanniens. Aber der Schwerpunkt lag doch in Deutschland.

Neues Mittelalter heroisch. Sankt Georg als Schutzpatron der Pfadfinder; Zeichnung von Pierre Joubert, 1930er Jahre



Bezeichnend, daß der Franzose Georges Sorel während des Ersten Weltkriegs ein neues Mittelalter zwar für eine notwendige, aber in jedem Fall desaströse Perspektive hielt: „Wir brauchen eine Katastrophe, die uns in ein Mittelalter wirft … Durch die Mitschuld des Sozialismus kann der Krieg ein neues Mittelalter, Barbaren, Kirchen, die Verfinsterung der Freiheit und der Individualität, der Kultur mit einem Wort, herbeiführen."

Wie anders lesen sich demgegenüber die Vorstellungen deutscher Autoren der Zwischenkriegszeit, die so oder so ihre Hoffnung auf die Erneuerung Deutschlands und Europas mit dem Gedanken eines neuen Mittelalters verknüpften. Der wichtigste Stichwortgeber kam allerdings von außen. 1923 veröffentlichte der emigrierte



Neues Mittelalter bedingt optimistisch; Umschlag des Buches von Nikolai Berdjajew, 1949.

russische Philosoph Nikolai Berdjajew in Berlin ein Buch unter dem Titel *Das neue Mittelalter.* Es handelte sich im Grunde um einen Essay, in dem Berdjajew den Ersten Weltkrieg als Gericht über die Neuzeit interpretierte. Es sei aus mit dem „Fortschritt", mit der Idee, daß Rationalisierung und Technisierung die Humanisierung verbürgten. Der Krieg habe gezeigt, wie gering man die Macht der Vernunft einzuschätzen habe, wozu der Mensch im Bösen fähig sei, was er seinesgleichen antue und welche Kräfte der Vernichtung kaum gebändigt im Untergrund schwelten. Berdjajews Vorstellung eines neuen Mittelalters war also keine Idylle: „Charakteristisch für das neue Mittelalter ist die Verbreitung theosophischer Lehren, die Neigung zu okkulten Wissenschaften und die Auferstehung der Magie. Selbst die Wissenschaft kehrt zu ihren magischen Urquellen zurück, und bald wird sich auch die magische Natur der Technik endgültig offenbaren. Von neuem berühren sich Religion und Wissenschaft, und es entsteht das Bedürfnis nach einer religiösen Gnosis. Wir treten wieder ein in die Atmosphäre des Wunders, die der Neuzeit so fremd geworden ist, wieder wird weiße und schwarze Magie möglich. Wieder werden leidenschaftliche Dispute über die Geheimnisse des göttlichen Seins aufflammen können. Wir glauben nicht an das unbewegte und notwendige Kommen einer freudevollen, hellen und erwünschten Zukunft. Die Illusionen eines irdischen Glücks haben keine Gewalt mehr über uns. Die Empfindung für das Böse wird im neuen Mittelalter stärker und schärfer werden. Die Kraft des Bösen wird erstarken, wird neue Formen annehmen und uns neue Leiden bringen. Doch steht dem Menschen die Freiheit des Willens, die Freiheit der Wahl seines Weges offen. Die Christen müssen ihren Willen auf die Begründung einer christlichen Gemeinschaft und einer christlichen Kultur richten und vor allem das Reich Gottes und seine Wahrheit suchen. Vieles hängt von unserer Freiheit und von den schöpferischen Bemühungen des Menschen ab. Deshalb sind zwei Wege möglich. Ich ahne das Wachsen der bösen Kräfte voraus, wollte aber … die möglichen positiven Züge der kommenden Gesellschaft aufzeigen … In der Vorahnung der Nacht kann man sich für den Kampf mit dem Bösen wappnen, kann man das Auge für die Erkenntnis des Bösen schärfen und die Wege zu einem neuen Rittertum suchen."

Nikolai Berdjajew: *Das neue Mittelalter*, zuletzt Tübingen 1949.

Berdjajews Buch wurde in vierzehn Sprachen übersetzt und übte erheblichen Einfluß aus, vor allem soweit es die Möglichkeit eines positiven Auffangens der postmodernen Entwicklung betraf: Personalismus, ständische Neuordnung, religiöse Rückbesinnung, Rittertum. Genannt seien von den Bewunderern nur Julius Evola, Leopold Ziegler und Edgar J. Jung; vielleicht ist auch René Guénon durch Berdjajew beeinflußt worden in bezug auf seine Analyse der „Krisis der Neuzeit". Von dieser Gruppe ergibt sich jedenfalls die Verbindung zu einer zweiten, in manchem ähnlichen Tendenz, die der Wiener Philosoph und Nationalökonom Othmar Spann repräsentierte.

John Lukacs: *Der letzte europäische Krieg*, zuletzt München 1983.

Spann hatte wie kein zweiter versucht, die Tradition der politischen Romantik zu erneuern und entwarf eine „organische" Gesellschaftslehre, die darauf abzielte, den „wahren Staat" in der abendländischen Tradition zu verankern. Gleich Berdjajew wollte er die politische Ordnung von einer korporativen Gemeinschaft her erneuern und den christlichen Glauben als entscheidende Norm retablieren. In Deutschland wie in Österreich konnte Spann bis zum Ende der dreißiger Jahre eine Schule bilden, deren Bedeutung man nicht unterschätzen darf und deren praktische Wirkung sich in Reformprojekten des von Dollfuß und Schuschnigg geplanten österreichischen Ständestaats niederschlug.

Darüber hinausgehende Erfolge blieben Spann aber versagt. Sein Einfluß in den Zwischenkriegsjahren hatte eben auch ganz entscheidend zu tun mit den jungkonservativen Vorstellungen einer Neuordnung, für die der Rückgriff auf die Reichsidee maßgeblich war, die Vorstellung, an eine Traditionslinie anknüpfen zu können, die *vor* dem Zeitalter der Nationalstaaten ansetzte. Chancen für eine Verwirklichung existierten aber nicht oder sie wurden vergeben, und nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs fanden solche Gedankengänge oder die Berdjajews praktisch kein Gehör mehr. Zwar gab es noch eine – stärker theologisch ausgerichtete – Diskussion um das „Ende der Neuzeit", deren prominenteste Vertreter der

Katholik Romano Guardini und der Protestant Friedrich Gogarten waren, aber die Debatte um ihre Bücher blieb auf eine relativ kurze Phase des Wiederaufbaus und der Gewissenserforschung beschränkt. Die erledigte sich seit den fünfziger Jahren rasch im Gefolge des Wirtschaftswunders und einer Liberalisierung, die mit dem Begriff „mittelalterlich" wenn überhaupt etwas, dann nur Negatives assoziierte.



Neues Mittelalter bedingt pessimistisch: Umschlag des Buches von Alain Minc, 1994

Diese abwehrende Grundeinstellung zum Mittelalter ist für die Moderne typisch, die ihr Selbstverständnis von Anfang an aus dem Bewußtsein speiste, daß im besten Fall der Antike eine gewisse Vorbildlichkeit zukomme, aber daß das dazwischenliegende – also das *Mittel*alter – nur als „finster" beschrieben werden könne, wie es in der aufgeklärten Geschichtspolemik seit den Zeiten Voltaires regelmäßig geschah.

Der Fortschritt in der Geschichte, den die Linke und die Mitte annehmen, kann in der Bezugnahme auf das Mittelalter nur eine Bedrohung, die Bedrohung durch den „Rückfall", sehen. In ruhigen Zeiten hält man den für praktisch ausgeschlossen oder nutzt ihn als pädagogisches Zuchtmittel. Nur in der Krise erscheint ein solcher Absturz tatsächlich denkbar, wenngleich er gegen den Sinn der Entwicklung liegt. Der Historiker John Lukacs hat einmal ausgemalt, wie einem Sozialisten oder Liberalen die europäische Situation der Jahre 1940/41 erschienen sein muß: als ein neues Mittelalter, dem spanisch-habsburgischen nicht unähnlich, das Reich als Vormacht, die übrigen Länder in größerer oder geringerer Abhängigkeit, nach Völkern gegliedert, korporativ organisiert, mit oder ohne Privilegien, die Juden ausgeschlossen und unter Sonderrecht gestellt.

Bei dieser Vorstellung spielt das autoritäre Moment des Mittelalterlichen die entscheidende Rolle, das unterscheidet sie von den aktuellen Annahmen, die eher das Anarchische, Fragmentierte als typisch betrachten. Eine Schlüsselbedeutung hat dabei das Buch *Das neue Mittelalter* des französischen Ökonomen und Publizisten Alain Minc. Der Band erschien zuerst 1993 und gehörte zu jener Konjunkturliteratur, die gegen Francis Fukuyamas *Ende der Geschichte* auf den Markt kam. Dessen These von der globalen Durchsetzung der Demokratie und des Kapitalismus, verbunden mit einer Erstarrung des kulturellen und politischen Lebens, traf zunehmend auf Widerspruch, nachdem sich vor allem im ehemaligen Sowjetblock und im Nahen Osten neue Konflikte abzeichneten. Autoren wie Zbigniew Brezinski, Samuel Huntington, Paul Kennedy, Robert Kaplan und Martin van Creveld entwickelten Gegenthesen, die bei aller Verschiedenheit in einem Punkt übereinstimmten: Die Welt werde kein Ende der Geschichte, sondern dramatische Veränderungen erleben. Dabei galten drei Faktoren als bestimmend: erstens der Zerfall des Staates mit seinem territorialen Souveräntitätsbezug und Gewaltmonopol, zweitens der Aufstieg neuer Mächte, die sich staatsähnlich organisieren könnten, wie multinationale Konzerne, *warlords*, Mafia oder Sekten, was drittens schon darauf verweise, daß Fragen religiöser Identität zunehmend an Bedeutung gewönnen.

Alain Minc: *Das neue Mittelalter*, Hamburg 1994.

Robert Kaplan: *Reisen an die Grenzen der Menschheit*, zuletzt München 1996.

Stimmten die Analysen in vielem überein, so fielen die Prognosen doch unterschiedlich aus. Den Begriff des „neuen Mittelalters" benutzten sie dabei nicht, das blieb Minc vorbehalten, dem intellektuell schwächsten, der aber das stärkste Gespür für griffige Formeln bewiesen hatte. Deren Erfolg kommt nicht immer dem Schöpfer zugute, und die Chiffre „neues Mittelalter" wird mittlerweile von sehr vielen Autoren benutzt, die keinen Bezug auf Minc nahmen. Das Spektrum reicht von Herfried Münkler über einen Konservativen wie Herbert Kremp bis zu einem Linken wie Ulrich Menzel. Letzterer hat in einem Aufsatz für die *taz* – „Wenn die Staaten verschwinden" – das Wortfeld abgesteckt, in das auch „neues Mittelalter" gehört: „Failed States, Quasistaaten, neue Terra incognita, die neuen Barbaren, the frontiers of anarchy, das neue Mittelalter".

Menzels Sorge in bezug auf den sich anbahnenden Prozeß ist typischer als der Optimismus, mit dem der einflußreiche französische Sozialist Jacques Attali ein Zeitalter nahen sieht, das in Folge der Virtualisierung nur noch Nomaden kennt und damit Zuständen ähnelt, die zuletzt die Epoche der Völkerwanderung kennzeichneten. Selbstverständlich werde, so Attali, auch die Zukunft ein Machtgefälle kennen – zwischen den „Hy-

pernomaden“, den sonstigen und den vom Informationsfluß ausgeschlossenen „Infranomaden“ – aber zumindest könne man das Ende des Machtstaats und des Kapitalismus älteren Typs erhoffen. Die Entwicklung der technischen Möglichkeiten werde die Netzwerkbildung stärken und informellen Strukturen eine immer größere Bedeutung verleihen. Die mit der *New Economy* schon begonnene Mobilisierung von Arbeitskräften und insbesondere Spezialisten bereite Zustände vor, die sich von den bodenverhafteten der Neuzeit deutlich unterschieden und anstelle von Staaten zu selbstorganisierten Zusammenschlüssen, ähnlich den Hansen, Gilden und Zünften des Mittelalters führen könnten.

John Rapley: *The New Middle Ages*, in: *Foreign Affairs*, Mai/Juni 2006.

Dieses Bild läßt sich natürlich auch in weniger hellen Farben malen. So hat Stefan Dietrich unlängst einen Leitartikel der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* unter den Titel „Vorwärts ins Mittelalter“ gestellt. Dietrich betont darin vor allem die Zerstörung des liberalen Rechtsstaats, der seinen Ausgangspunkt beim Individuum nahm; an seine Stelle tritt jetzt – etwa durch das Antidiskriminierungsgesetz – ein Gesamt von Gruppen mit ganz unterschiedlichen Rechten und Freiheiten. Solche „Minderheiten“ agieren faktisch wie mittelalterliche Korporationen, nehmen Privilegien in Anspruch (wenn auch im Namen der Gleichheit) und leiten einen Prozeß ein, in dem die Gesellschaft in Gruppen zerfällt, die immer weniger an das größere Ganze bindet. Ob Verbands- oder Gewerkschaftsmitgliedschaft, spezielle sexuelle oder weltanschauliche Orientierung, rassische Herkunft oder körperlicher Defekt, all das wirkt identitätsstiftender als Staatsangehörigkeit oder Bürgerrecht, weil hier Interessenvertretung garantiert und Schutz gewährt wird.

Es gibt natürlich manchen, der noch solche Vorgänge mit Wohlwollen beobachtet. Umberto Eco etwa, hat schon in den achtziger Jahren einen Essay mit dem Titel „Auf dem Weg in ein neues Mittelalter“ geschrieben, in dem er zwar die problematischen Züge eines solchen Rück-Wegs erwähnt – Auflösung der Homogenität, unkontrollierbare Wanderungen, Anwachsen der Zahl der „Unsicheren“ – aber die positiven besonders hervorhebt – Zunahme der kulturellen Alternativen, *cross over*, intellektuelle Fruchtbarkeit. Das war zu einer Zeit, als die Bestände an Modernität noch relativ sicher schienen und man sich derartige Gedankengänge als Spielerei erlauben konnte. Sobald der Unernst schwindet, fühlt man sich an schwarze Utopien erinnert.

Daß deren Verwirklichung näherrückt, ist an den Rändern der westlichen Welt deutlich erkennbar. Exemplarisch hat John Rapley die Entwicklung in *Foreign Affairs* am Beispiel der karibischen Staaten dargestellt. Er verweist auf den wachsenden Kontrollverlust von Polizei und Justiz in ganzen Regionen, die von Banden beherrscht werden und „statelets“ bilden, die nur noch in einem prekären Verhältnis zur legitimen Obrigkeit stehen. Vergleichbare Lagen gebe es in zahlreichen lateinamerikanischen, afrikanischen und asiatischen Gebieten, wo der Staat eigentlich nur da sei, wenn er bewaffnet da sei. Die Globalisierung steuere diesen Prozeß nicht durch „Entwicklung“, sondern fördere ihn durch den ungeheuren Anpassungsdruck, der auf die noch kaum gefestigten Strukturen der „Dritten Welt“ ausgeübt werde, und durch die unkontrollierbaren Außenwirkungen, denen heute jedes Land wegen des Menschen-, Waren- und Informationsflusses ausgesetzt sei. Es überlappten sich auf diese Weise vormoderne und postmoderne Strukturen und führten zu einer Anarchisierung, die der Entstehung eines „neuen Adels“ förderlich sei, der durch „Sezession der Erfolgreichen“ und brutale Unterdrückung der übrigen entstehe und zum wichtigsten Machtfaktor der kommenden Welt aufsteigen werde.

Rapley betrachtet das, was kommt, als „Interregnum“ und insofern dem Mittelalter ähnlich, das auch ein „Interregnum“ gewesen sei. Eine chaotische Phase der Geschichte nach dem Ende des römischen Imperiums und vor der Entstehung des modernen Staates, gekennzeichnet durch Anomie. Ob man so dem Mittelalter ganz gerecht wird, bleibt dahingestellt. Wichtiger ist der Entwurf der Zukunft, die jedenfalls von der Überschaubarkeit und Kalkulierbarkeit des Politischen in der Moderne nichts mehr wissen wird. Sollte noch Platz für Nostalgien bleiben, werden die sich jenen zweihundert Jahren zuwenden, in denen es gelungen war, die europäischen Nationen im Inneren zu pazifizieren und ein Maß an kultureller und sozialer Verdichtung zu erreichen, das zwar nicht ohne Zwang zu haben war, aber doch die Perspektive auf eine echte Fortentwicklung bot.

Fichtes Reden

von Erik Lehnert

Bernard Willms, der sich die philosophische Begründung der Selbstbehauptung der deutschen Nation auf die Fahnen geschrieben hatte, wurde nicht müde, Hans-Dietrich Sander für den Hinweis zu danken, daß der „Aufruf zu einer nationalen Neubestimmung, sowohl was die Lage, wie was das philosophische Subjekt angeht, nicht ohne Vorgänger ist". Im Oktober 1978 hielt Sander einen Vortrag unter dem Titel „Von der geistigen Knechtschaft der Deutschen und ihrer möglichen Aufhebung" und kam darin auf die „Aktualität Fichtes" zu sprechen, die er insbesondere den *Reden an die deutsche Nation* aus den Jahren 1807/1808 entnahm. Nun mußten aber sowohl Sander als auch Willms feststellen, daß sich die bundesrepublikanische Gegenwart doch in einigen Punkten von der damaligen unterscheidet.

Bernard Willms: *Antaios – oder die Lage der Philosophie ist die Lage der Nation*, in: Norbert Bolz (Hrsg.): *Wer hat Angst vor der Philosophie?*, Paderborn 1981.

Der wichtigste Unterschied besteht zwischen jenen, an die sich die Reden des Philosophen Johann Gottlieb Fichte vor genau zweihundert Jahren gewandt hatten und denen, für die sie heute in Erinnerung gerufen werden sollen: „Anders als Fichte kann man mit ‚Reden an die Nation' zunächst niemanden ansprechen, weil niemand weiß, was ‚die Nation' ist." (Willms). Den tieferen Grund dieses Mangels sieht Sander darin, daß unsere „Urteilskraft unter fremdes Recht" geraten sei: Deutschland ist nicht einfach physisch besetzt, sondern psychisch fremdbestimmt. Deshalb laute die gegenwärtige Frage, ob die Deutschen „ihre Identität wiederfinden" können. Die zentralen Begriffe, an denen sich der Unterschied des Publikums festmachen läßt, sind Nation und Identität oder, zusammengefaßt, nationale Identität, mithin etwas, das erst im 19. Jahrhundert entstanden ist.

Hans-Dietrich Sander: *Von der geistigen Knechtschaft der Deutschen und ihrer möglichen Aufhebung*, in: ders.: *Der nationale Imperativ. Ideengänge und Werkstücke zur Wiederherstellung Deutschlands*, Krefeld 1980, zuletzt Essen 1990.

Als die Französische Revolution eine geistige Tatsache geworden war, an der die Bestände gemessen werden mußten und Napoleon dem Rest

Europas demonstrierte, wie leicht das Band zwischen Herrscher und Volk reißen konnte, begann in Deutschland die Einsicht zu reifen, daß auch unter Deutschen neue Gesetze wirkten, eine neue Epoche begonnen hatte: „Nur in demjenigen Zeitalter, in welchem die Begeisterung als eine zum Handeln treibende Naturkraft verschwunden ist und lediglich die klare Einsicht herrscht, tritt der Gelehrte an die Spitze der Fortschöpfung der Welt." So faßte Fichte 1811, in den *Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten*, zusammen, was in den Jahren nach 1806, dem Jahr der Niederlage gegen Napoleon, geschehen war. Wie wäre es sonst zu erklären, daß seitdem ein Jahn, ein Schleiermacher, ein Arndt und eben ein Fichte den Ton vorgaben?

Johann Gottlieb Fichte: *Die späten wissenschaftlichen Vorlesungen*. Band III: *Über die Bestimmung des Gelehrten 1811 – Rechtslehre 1812 – Sittenlehre 1812*. Herausgegeben von Hans Georg von Manz, Stuttgart-Bad Cannstatt 2007 (frommannholzboog Studientexte; fhS 3).

Es fand keine Neuschöpfung statt. Das, was jetzt zur deutschen Nation wurde, hatte ja gemeinsame Wurzeln und bis 1806 auch einen Kaiser gehabt. Aber ihnen war, wie Kleist schrieb, die „Kraft der Herzen" abhanden gekommen: „sie reflektierten, wo sie empfinden oder handeln sollten". Die Vorsehung hat die Deutschen also deshalb „so grimmig aus ihrer Ruhe aufgeschreckt", damit sie wieder lernten, nach den höchsten Gütern zu streben: „Gott, Vaterland, Kaiser, Freiheit, Liebe und Treue, Schönheit, Wissenschaft und Kunst."

Heinrich von Kleist: *Katechismus der Deutschen*. Abgefaßt nach dem Spanischen, zum Gebrauch für Kinder und Alte, in sechzehn Kapiteln (nach 1809), Berlin 1939.

Aus keinem anderen Grund legte Fichte im besetzten Berlin den Grundstein zu einer deutschen Nationalerziehung, als er seine Reden hielt. In seiner ersten Rede setzte er voraus, daß die Zuhörer „mit eigenen Augen den Mut haben, redlich hinzusehen, auf das was da ist, und redlich sich zu gestehen, was sie sehen, und daß sie jene häufig sich zeigende Neigung, über die eignen Angelegenheiten sich zu täuschen" ablegen. Es sei „mannhafte Kühnheit, das Übel fest ins Auge zu fassen, es zu nötigen, standzuhalten, es ruhig, kalt und frei zu durchdringen, und es aufzulösen in seine Bestandteile." Nur so könne man des Übels Meister werden und es erfolgreich bekämpfen. Der erste Schritt zur Besserung sei die Erkenntnis der Lage.

Johann Gottlieb Fichte: *Reden an die deutsche Nation* (1808). Mit einer Einleitung von Reinhard Lauth, Hamburg 1978.

Die Übermacht Napoleons, der die Fürsten nur noch von seinen Gnaden abhängig hielt, machte es offensichtlich, daß es eines stärkeren Bandes für die Nation als das des Herrscherhauses bedurfte. Fichte argumentierte in diesem Sinne gegen die Annahme, es genüge den Fürsten zu erziehen und staatspolitisch zu unterweisen: „Wie will man sich denn versichern, daß man auf eine der Erziehung zum Fürsten überhaupt fähige Natur treffen werde; oder, falls man auch dieses Glück hätte, daß dieser, den kein Mensch nötigen kann, gefällig und geneigt sein werde, Zucht annehmen zu wollen?" Statt dessen solle sich die Erziehung an die ganze Nation wenden, zu der auch der Fürst gehöre. Fichte forderte die allgemeine Erziehung ihrer Mitglieder zur Sittlichkeit im gemeinschaftlichen Handeln. Denn der größte Feind und die „Wurzel aller Verderbtheit" sei die Selbstsucht, die es auszutreiben gelte. Die bisherige Erziehung, die Fichte mit für das Unglück verantwortlich machte, sei oberflächlich und nicht in der Lage gewesen, ihre Zöglinge mit einer „heißen Liebe und Sehnsucht" zu erfüllen und habe zudem nur die bereits gebildeten Stände betroffen.

Fichte vertraute in seinem Programm der nationalen Erziehung, das er in der Folge entwickelt, auf die Regeln der Erziehungskunst, die gleichsam dem Zufall der Natur abhelfen könnten. Nicht Anlagen, sondern Erziehung sollen den Menschen ausmachen, und daher rührt auch die drastische Forderung, die Kinder aus den Familien zu nehmen, um sie ungestört von der Selbstsucht der Eltern und ihrer Umgebung in Gemeinschaft mit anderen Kindern erziehen zu können und sie dann wieder in die große Gemeinschaft zu entlassen. Hier klingt an, was seit Rousseau immer wieder, zuletzt in Bernhard Buebs *Lob der Disziplin*, als Ausweg vorgestellt wird: die Kinder den unfähigen Eltern und der verdorbenen Kultur wegzunehmen und im Sinne des Staates, der Tugend so zu erziehen, daß aus ihnen keine Egoisten würden. Sie könnten anschließend alles in diesem Sinne selbst ergreifen und ein „erzognes Volk" bilden.

Bernhard Bueb: *Lob der Disziplin*. Eine Streitschrift, Berlin 2006.

Damals wie heute stellen sich zwei Fragen: Wer soll erziehen? Und: Wie soll erzogen werden? Fichte hatte darauf eine einfache Antwort: Erziehen solle der Staat. Und wenn er dazu nicht in der Lage sei: die Gutsbesitzer, die Städte und die Kirche. An Pestalozzi geschulte Lehrer sollten für die Durchführung gewonnen werden. Fichtes Zeitansatz belief sich auf fünfundzwanzig Jahre, bis die neue Generation erzogen sein würde. Bis dahin müßte man sich behelfen und in Selbsterziehung üben.

Karl R. Popper: *Der Zauber Platons*, Bern 1957.



Fortgesetzte Aktualität Fichtes – Bildmontage von 1983

Es fällt heute schwer, die beiden Fragen ebenso simpel zu beantworten: Denn die Notwendigkeit der Erziehung an sich wird in Frage gestellt, und darüber hinaus ist die Suche nach verbindlichen Erziehungsidealen innerhalb einer pluralistischen Gesellschaft ein unmögliches Unterfangen.

Deutschland hat aber auch die Erfahrung von zwei Versuchen im Rücken, die in Ansätzen das taten, was Fichte vorschwebte und damit scheiterten, weil der staatliche Erzieher voller ideologischer Selbstsucht war. Deshalb hat sich die dahinterstehende Frage aber nicht erledigt: Welche Eigenschaften muß ein Staat haben, damit er dem Einzelnen seinen Freiheitsraum entziehen darf?

Beispielhaft ist in diesem Zusammenhang bis heute Platons Theorie der Gerechtigkeit, die „ein bewußter Versuch ist, die gleichheitlichen, individualistischen und protektionistischen Tendenzen seiner Zeit zu überwinden und die Forderungen des Stammes durch die Entwicklung einer totalitären Sittenlehre wiederherzustellen“ (Popper). Unter der zentralen Tugend der Gerechtigkeit nimmt Platon „noch einmal den Kampf gegen den Individualismus“ auf, „um für die ‚Gemeinde‘ und die ‚vernünftigen Gedanken‘, ‚das mittlere Leben‘, die ‚Stadt mit der untadeligen Verfassung‘ zu kämpfen“ (Benn). Aus dem liberalen Blickwinkel ist Platons Denken Ausdruck des Totalitarismus. Aus konservativer Sicht formuliert er eine Notwendigkeit. Es herrscht jedoch weitestgehend Einigkeit darüber, daß bestimmte Tugenden für das Zusammenleben der Menschen und damit den Staat existentiell sind, ohne die es nicht geht. Darüber, wie der Mensch zu diesen Tugenden kommt, ist man sich nicht einig. Wie Platon ist auch Fichte der Überzeugung, daß der Mensch jedenfalls zu diesen Tugenden erzogen werden muß.

Gottfried Benn: *Dorische Welt. Eine Untersuchung über die Beziehung von Kunst und Macht* (1934), in: ders.: *Gesammelte Werke in vier Bänden*, herausgegeben von Dieter Wellershoff. Erster Band: *Essays, Reden, Vorträge*, Stuttgart 1977.

Doch der Grat für eine solche Erziehung ist schmal. Wie eine genaue Untersuchung von Fichtes Reden zeigt, münden sein revolutionäres Geschichtsverständnis, sein Machbarkeitsglaube und seine Tugendorientierung in die Vorstellung vom „Neuen Menschen“. Allerdings darf dabei nicht übersehen werden, daß Fichte seine Überlegungen in einer konkreten Situation vorträgt, in der die Selbstbehauptung der deutschen Nation von oberster Priorität war, hinter der alle sonstigen Belange zurückzutreten hatten.

Stefan Reiß: *Fichtes ‚Reden an die deutsche Nation‘ oder: Vom Ich zum Wir*, Berlin 2006 (Politische Ideen; 19).

Das hat, wie auch die gegenwärtige Fichte-Forschung mittlerweile anerkennt, nichts mit Chauvinismus zu tun. Er möchte die deutsche Selbstsucht besiegen und die Deutschen so zur Freiheit führen. Diese ist offenbar nicht ohne Zwang zu haben, weil der Begriff der Freiheit sonst ein einseitiger bleiben muß. Zur Freiheit muß erzogen werden.

Ursula Baumann: *Frühnationalismus und Freiheit. Fichtes Berliner Perspektiven einer deutschen Republik*, in: *Fichte in Berlin. Spekulative Ansätze einer Philosophie der Praxis*. Herausgegeben von Ursula Baumann, Hannover-Laatzen 2006 (Berliner Klassik. Eine Großstadtkultur um 1800; 5).

Vor vierzig Jahren hat der Schriftsteller Gerhard Nebel zu diesem Paradox einige gültige Überlegungen formuliert. Nebel erkennt, daß „Adam des Druckes und der zügelnden Hand bedarf, und daß ihn die totale Freiheit entarten und unmenschlich werden läßt“. Autorität und Disziplin seien im abklingen. So werde es schwieriger, nach oben zu schauen, zu verehren, ein Charisma wahrzunehmen. Die Ursache liegt laut Nebel in der Leugnung des Außen, Gottes, das in die abgesicherte Welt einbrechen kann: „Zucht heißt also, den Menschen in die Helle und die Strahlung eines Außen stellen.“ Dazu sei väterliche Autorität notwendig: „Das Kind wird und muß fühlen, daß die hier oder dort notwendige Härte aus der Liebe stammt, und daß Liebe notwendig Strafen einschließt. Das Kind hat einen Anspruch darauf, gefordert, bemüht, gestraft zu werden, weil es sich nur so zum geistigen Dasein durchgliedert.“ Nur dadurch, durch Erziehung, kann die Befreiung aus seiner nackten Existenz und der simplen Ansicht erfolgen.

Es geht Nebel um die klassischen Tugenden: Tapferkeit, Besonnenheit, Gerechtigkeit, zu der noch die Weisheit und die Demut zu zählen sind, ohne die kein Staat existieren kann und die im Einzelnen geweckt werden müssen. Ohne Tugend gibt es den erbarmungslosen Konkurrenzkampf, ist der Mensch des Menschen Wolf (Hobbes). Die griechische *arete* ermöglichte es dem Einzelnen, seine soziale Rolle auszufüllen, in der christlichen Tradition setzen die Tugenden den Menschen in die Lage, sein spezifisches

Gerhard Nebel: *Zucht und Vatertum*, in: ders.: *Hinter dem Walde. 16 Lektionen für Zeitgenossen*, Hamburg 1964.

menschliches *telos* zu erreichen. Der Kommunitarist Alasdair MacIntyre definiert Tugend als eine „erworbene menschliche Eigenschaft", deren Besitz und Ausübung es uns ermöglicht, die höchsten Güter zu erreichen, die sich dadurch auszeichnen, daß ihr Erwerb allen dient, da bei ihnen Gutsein und Erfolg nicht auseinanderfallen.

Alasdair MacIntyre: *Der Verlust der Tugend. Zur moralischen Krise der Gegenwart*, zuletzt Frankfurt a.M. 2006.

So lautet die Frage: Was erhält und stärkt die Tugenden, was zerstört und schwächt sie? Nur die Ausübung stärkt die relevanten Tugenden, nur die Erziehung erhält sie. Es gibt daher keine Möglichkeit, sie sich äußerlich anzueignen. Fichte verwendet dafür den Begriff der Bildung: „Alle Bildung strebt an die Hervorbringung eines festen, bestimmten und beharrlichen Seins, das nun nicht mehr wird, sondern ist, und nicht anders sein kann, denn so wie es ist. Strebte sie nicht an ein solches Sein, so wäre sie nicht Bildung, sondern irgendein zweckloses Spiel; hätte sie ein solches Sein nicht hervorgebracht, so wäre sie eben noch nicht vollendet." Die Ermahnung zum Guten zu streben, kann dann entfallen. Die geistige Entwicklung bringt „sittliche Bildung an den Zögling" und schafft damit Handlungssicherheit.

Tugend (und damit auch die Bildung) beinhaltet das Gefühl für Traditionen, das sich in der Urteilsfähigkeit ausdrückt, wie die Grundsätze in einer bestimmten Situation anzuwenden sind, damit sie nicht in einen moralischen Rigorismus und damit der Lebensfeindlichkeit münden. Nicht um Gehäuse geht es, sondern um das „geistige Leben", das sich in jeder Situation neu bewähren muß. Ein Anspruch, den Kant Fichte gelehrt hat. Moralische Stärke besteht in „Befolgung seiner Pflicht, die niemals zur Gewohnheit" werden soll.

Peter Rohs: *Johann Gottlieb Fichte*, München 2007, behandelt vor allem den jungen Fichte.

Im Nachlaß heißt es: „Sey rechtschaffen. Entehre dich selbst nicht; sey theilnehmend gegen iederman und leist ieden das Seine. Handle so, daß, wenn du öffentlich gesehen würdest, du geachtet, geduldet und geliebt würdest." Damit sind wir bei einem Problem angelangt, das Fichte ebenso gesehen hat: Was passiert, wenn die Öffentlichkeit es beklatscht, wenn jeder seinen Vorteil ausnutzt und der Ehrliche der Dumme ist? Es braucht eine transzendente Verankerung des Handelns: „Die Erziehung zur wahren Religion ist somit das letzte Geschäft der neuen Erziehung."

Immanuel Kant: *Kritik der praktischen Vernunft* (1788), Berlin 1908 (Akademie-Ausgabe; 5).

In dieser Hinsicht sind uns die Hände gebunden. Aber, und das sollte uns hoffnungsvoll stimmen, es lag auch nicht in Fichtes Hand. Die Bedeutung seiner *Reden* für uns hat andere Gründe. Es ist zunächst eine Erinnerung an einen Anspruch, den es immer noch einzulösen gilt. Er besteht in einer uns eigentümlichen Art und Weise, die Welt zu betrachten und sich zu ihr zu stellen. Der Deutsche Idealismus und damit Fichte sind der deutlichste Ausdruck dieser Art zu denken, die die Wirklichkeit höher schätzt als die Realität und weiß, daß das, was wir sehen und anfassen können, nicht alles ist was existiert. Als Erinnerung daran sind Fichtes Reden aktueller denn je. Ob sie noch einmal ihre Wirkung entfalten können, bleibt fraglich. Deutschland ist zwar kein besetztes Land mehr, wie es 1807 und 1978 (wir erwähnten Willms) der Fall war. Aber es ist letztendlich, nachdem es wieder frei denken könnte, einer umfassenden Selbstaufgabe anheimgefallen, die bis in den letzten Winkel unseres Denkens vorgedrungen ist. Deshalb weht uns Wehmut an, wenn Fichte die ungeborenen Nachfahren die gegenwärtigen Deutschen beschwören läßt: „Ihr rühmt euch eurer Vorfahren (…) und schließt mit Stolz euch an eine edle Reihe. Sorget, daß bei euch die Kette nicht abreiße: machet, daß auch wir uns eurer rühmen können, und durch euch, als untadeliges Mittelglied hindurch, uns anschließen an dieselbe glorreiche Reihe. Veranlasset nicht, daß wir uns der Abkunft von euch schämen müssen (…)." Jede Generation muß sich, auch unter den schwersten Lasten, die ihnen die Geschichte aufgebürdet hat, entscheiden. Ohne nationale Identität droht die endgültige Fellachisierung. Das ist dann der Fall, wenn selbst die letzte „Traditionskompanie" aufgerieben ist.



Philosophie der Tat – Fichte im Berliner Landsturm 1813

Weinen oder kämpfen – www.blauenarzisse.de

Interview mit Felix Menzel

Felix Menzel ist 22 und studiert in Halle an der Saale Medien- und Kommunikationswissenschaften, Politik und BWL. Er stammt aus Chemnitz und betreibt das Internetmagazin www.blauenarzisse.de.

Felix, Du betreibst eine Internetseite mit Namen „Blaue Narzisse". Woher kommt der Name, woher kommt die Idee zu dieser Seite?
Das Projekt *Blaue Narzisse* begann im September 2004 als erste chemnitzweite Schülerzeitung. Damals spezialisierten wir uns auf kulturelle Themen, politische Debatten fanden am Anfang in unserer Zeitschrift bewußt nicht statt. *Blaue Narzisse* setzt sich zusammen aus der *Blauen Blume* und eben der *Narzisse*. Die *Blaue Blume* steht in der Tradition der Romantik für unverfälschte Freiheit und die Suche nach dem Schönen. Die Konkretisierung mit *Narzisse* nahmen wir damals vor, um zu zeigen, daß es uns um das Individuum geht. Gedichte, Reflexionen und grundsätzliche Überlegungen zu unserer Stadt, unserem Wertesystem und der Schule fanden in der Zeitschrift zusammen. Stilistisch war die *Blaue Narzisse* von Anfang an keine typische Schülerzeitung.

Im März 2006 erweiterten wir dann unser Angebot und begannen den Aufbau eines Onlinemagazins. Zu diesem Zeitpunkt hatte sich unser freigeistiges Projekt bereits deutlich gewandelt. Neben der eigenen Weiterentwicklung lag dies insbesondere an den Reaktionen der Schulen und Öffentlichkeit, die – unsere Inhalte ignorierend – uns schnell als rechtsextrem abstempelten. In diese Protestrolle gedrängt, bleiben einem nur zwei Möglichkeiten: Entweder man begräbt weinend das eigene Projekt oder man nimmt den Kampf an. Für die zweite Option haben wir uns entschieden.

Welche Inhalte finden in Deinem Onlinemagazin Platz?
Wir berichten und kommentieren ausgewählte Geschehnisse der Tagespolitik aus konservativer Sicht und machen uns Gedanken, welche Alternativen es zur Islamisierung und Überfremdung Europas, zum Verfall des Bildungssystems und zum Parteienklüngel in Deutschland gibt. Darüber

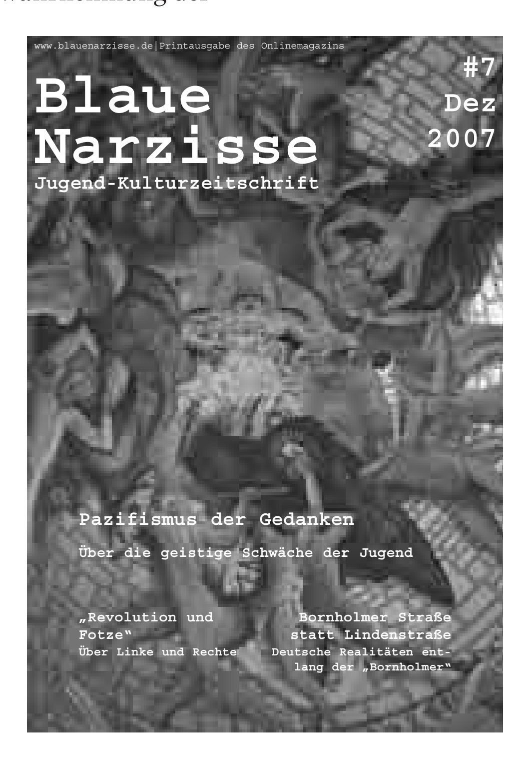
hinaus geben wir kulturellen Themen und Artikeln, die sich mit „rechter“ Zukunft beschäftigen, viel Platz. In unserem *weblog* (Internettagebuch) können zudem Kontroversen mit den Lesern stattfinden. Die Einbindung des *weblogs* und unseres *podcasts* (Internetradio) verstehen wir nicht nur als Werkzeug, sondern auch als eine inhaltliche Aufforderung an die deutsche Rechte, neue Strategien und Wege aufgeschlossen zu erproben.

Was ist der Zweck des Ganzen, wenn wir Selbstverwirklichung, Experimentierfreude und das Besetzen einer Marktnische beiseite lassen?
Zuerst einmal wollen wir an einer rechten Milieubildung mitarbeiten. Aufgrund der eigenen Interessenlage und der eigenen Fähigkeiten haben wir dafür das journalistische Betätigungsfeld gewählt. Für eine Milieubildung reicht dies natürlich nicht aus. Deshalb engagieren sich viele unserer Autoren und Redakteure zusätzlich in Schüler- und Studentenverbindungen oder in der Bündischen Jugend. Die *Blaue Narzisse* hat den Zweck, diesem jungen rechten Milieu eine Informations- und Diskussionsplattform zu bieten. Darüber hinaus sollen möglichst viele junge Autoren bei uns das ABC des Onlinejournalismus kennenlernen. Optimal wäre es, wenn in ein paar Jahren einige unserer Autoren durch ihre gute Arbeit bei uns eine Einstiegschance bei etablierten Medien erhalten. Wenn wir irgendwann einmal – so wie VIVA oder die *taz* für linke – als Nachwuchsschmiede für konservative Journalisten dienen, dann haben wir viel erreicht.

Das klingt alles recht selbstbewußt. Warum machst Du nicht einfach eine ganz normale Karriere?
Laß mich dazu etwas ausholen: Meine ersten Besuche in den alten Bundesländern haben mein Weltbild und das von Deutschland stark geprägt. Meine Großeltern wohnen in der Nähe von Frankfurt am Main in einem Mietshaus mit einem Ausländeranteil von achtzig Prozent. Ohne irgendwelche theoretischen Vorkenntnisse zu haben, war mir damals bereits klar, daß das kein dauerhafter Zustand sein darf. Die Politik der letzten vierzig Jahre ist für diesen multikulturellen Dauerzustand verantwortlich, der wahrscheinlich irreversible Schäden hinterlassen wird. Neben der Überfremdung stört mich insbesondere die Dekadenz, Gleichgültigkeit und Starre, die im abendländischen Kulturkreis allgegenwärtig ist.

Wie wird das in fünfzehn Jahren aussehen?
Ich fürchte, die Islamisierung Deutschlands wird weitergehen. Zwei Szenarien halte ich für die mittelfristige Zukunft für möglich: Entweder vermischen sich Deutsche und Muslime weiter und die deutsche und islamische Kultur gehen eine friedliche, aber substanzlose Symbiose ein oder durch irgendein Initiationserlebnis wird die Selbst- und Fremdwahrnehmung der Deutschen ordentlich geschärft. Wenn sich die Deutschen ihrer bedrohten Identität bewußt werden, könnte eine ungeahnte Dynamik auf dem gesellschaftspolitischen Feld entstehen. Ich bin mir sicher, daß dann die Politik plötzlich ganz andere Maßnahmen durchdrükken würde.

Was uns auffällt: Viele, die sich in einem rechten Milieu wähnen, sind niemals für etwas, sondern bloß gegen das, was sie umgibt. Was ist Deutschland für Dich, was könnte es sein?
Das ist eine schwierige Frage, weil ich aus persönlicher Erfahrung ja nur ein dekadentes und heruntergewirtschaftetes Deutschland kenne und mir ein besseres Deutschland nur im Kopf konstruieren oder der Literatur entnehmen kann. Die letzten zwei Sätze aus Walter Kempowskis Tagebuch 1990 – *Hamit* kommen mir zu dieser Frage in den Sinn: „Heimat können wir abhaken. Geblieben ist das Heimweh.“ Ebenso erinnere ich mich an Werner Bergengruens Worte nach dem Krieg über seine *Deutsche Reise* im Herbst 1933. Bergengruen sagt über seine damalige Radtour durch ganz Deutschland, daß er damals letztmalig die ganze Schönheit Deutschlands spüren konnte und daß seitdem alles dahinsinkt.



Dennoch findet sich im heutigen Deutschland typisch Deutsches. Eine kulturelle Liebe, Verbundenheit und Beziehung läßt sich trotz der verheerenden Entwicklungen des letzten Jahrhunderts zu Deutschland aufbauen. Eine grundlegende Substanz besitzt diese Nation immer noch. Zu dieser Substanz zählen zum Beispiel die preußischen Tugenden. Aufgrund des immer noch vorhandenen Bestandes dieser Tugenden ist die Möglichkeit, daß Deutschland noch einmal einen „großen Wurf" – eine organische Konstruktion des Staates – versucht, nicht ausgeschlossen. Allein der Versuch eines „großen Wurfes", der unmittelbar mit einer vitalen Idee von Deutschland zusammenhängen muß, wäre für mich eine Erfüllung. Um nicht mißverstanden zu werden, ich wünsche mir keine Rückkehr ins 18. Jahrhundert, sondern ein völlig neues Paradigma, indem wieder deutsch gedacht und gefühlt wird.

Bist Du rechts? Oder bloß objektiv?
Objektiv ist niemand. Es gibt nur bestimmte Praktiken zur Objektivierung von Dingen. Aus genau diesem Grund habe ich auch ein Recht darauf, rechts zu sein. Ja, ich bin rechts. Ein intaktes System lebt davon, daß Beobachter aus verschiedenen Perspektiven auf dieses schauen und an ihm arbeiten. Deshalb würde es Deutschland auch – unabhängig davon, ob konservative Rezepte immer die besten sind – besser gehen, wenn es mehr Rechte geben würde. Noch etwas weiter zugespitzt: Wer heute mit gesundem Menschenverstand auf Deutschland schaut, der kann eigentlich nur rechts denken.

Wer macht mit bei Deinem Projekt? Kommt unsere Zeit?
Insgesamt haben sich mittlerweile etwa zwanzig Autoren gefunden, die für die *Blaue Narzisse* schreiben. Dennoch ist das Personal immer knapp. Derzeit suche ich etwa jemanden, der die redaktionelle Leitung der Druckausgabe übernimmt, weil wir die *Blaue Narzisse* auch in gedruckter Form drei- bis viermal im Jahr herausgeben wollen. Ob die Suche erfolgreich verläuft, weiß ich noch nicht. Ich habe das dumpfe Gefühl, daß es Anfang der neunziger – als Du politisch und publizistisch aktiv wurdest – einfacher war als heute, engagierte, mutige und fähige junge Leute zu finden, die kein Problem damit haben, sich mit Namen und Gesicht für die rechte Sache einzusetzen. Vor sieben, acht Jahren gaben sich einige Schüler der höheren Klassen an meinem Gymnasium mit ihrem Kleidungsstil deutlich als Rechte zu erkennen. Heute findet man dort keinen einzigen mehr, der sich so akzentuiert kleidet.

Ob unsere Zeit kommt, hängt jedoch von noch mehr Entwicklungen als nur dem Auftreten der Jugendlichen ab. Wenn sich die Verhältnisse in unserem Land rapide destabilisieren sollten, dann gehe ich ebenso wie Karlheinz Weißmann davon aus, daß die Nachfrage nach konservativen Steuerleuten ansteigen wird.

Wie viele Kippfiguren gibt es unter den Studenten? Kann man sie ansprechen? Wie muß man sie ansprechen?
Vor ein paar Wochen kam ein Kommilitone zu mir und meinte, er würde in mir die Verkörperung des neuen konservativen Trends sehen. Ich machte ihm dann deutlich, daß diese konservativen Trendsetter, die Wolfram Weimers und Kai Diekmanns, auf die er anspielte, nicht weit genug gehen und daß für eine Lösung der Probleme in Deutschland schon einiges mehr vonnöten ist als feuilletonistisches Geschwätz.

Einige Stunden später, nach einem weiteren Seminar, fragte mich eine Kommilitonin, wie ich denn politisch ticken würde. Sie hat bei meinen Meinungsäußerungen zwar eine politische Stoßrichtung festgestellt, konnte aber nicht identifizieren, welcher politischen Strömung ich mich verbunden fühle. Ich sagte ihr dann, daß ich konservativ sei, womit sie wenig anzufangen wußte. Wenigstens hat sie aber erkannt, daß hier jemand ganz anders argumentiert als die anderen Studenten. Bei Studenten, die wenigstens ein grundlegendes Interesse an anderen, an neuen Ideen haben und rechten Gedankengängen interessiert zuhören, habe ich die Hoffnung, daß sie irgendwann einmal kippen. Die meisten Studenten jedoch gehen so gleichgültig durch den Tag, daß es ihnen vollkommen egal ist, was ihnen von Dozenten in den Kopf gesetzt wird und was ein einzelner Rechter dazu zu sagen hat.

Schein des Politischen
Im virtuellen Raum der „Blogger"

von Daniel Leon Schikora

In der *Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung* vom 28. Oktober 2007 widmete sich Stefan Niggemeier einem der vornehmsten Anliegen all jener, die in einem Wildwuchs freier Meinungsäußerung eine Gefährdung der Herrschaft der Tugend erkennen: Er erinnerte den „freien Bürger" daran, daß es ihm nicht zustehe, seine elementaren Grundrechte dahingehend zu mißbrauchen, die Gefühle anderer freier Bürger zu verletzen – und dabei sogar auf Ironie oder Sarkasmus zurückzugreifen. In diesem Sinne leitet Niggemeier seinen Artikel „Freier Haß für freie Bürger" unvermittelt mit der Charakterisierung eines neuen Typus des Bürgerschrecks ein:

„Ihr Glaubensbekenntnis ist kurz und ironisch. Sie schreiben es nicht als Graffiti an die Wände, sondern in jedes Online-Forum, in jedes Kommentarfeld, unter jeden Internetartikel. Kaum hat ein Medium wie *Welt-Online* eine Meldung veröffentlicht wie ‚108 Tote bei Bombenanschlag auf Benazir Bhutto', hat schon der erste kommentiert. Er schreibt: ‚Islam ist Frieden'. Dahinter hat er einen Augenzwinker-Smiley gemacht."

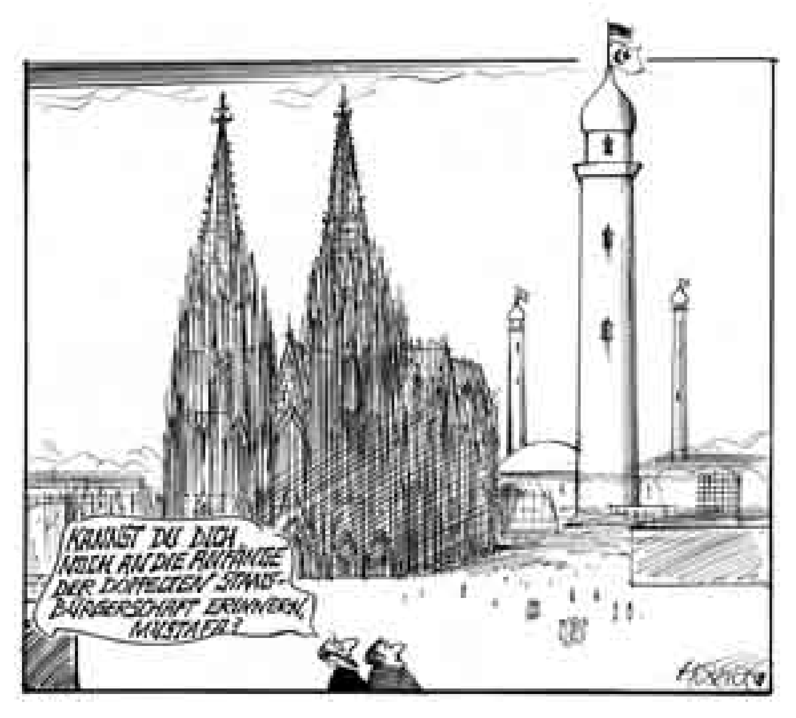
Kein Zweifel, hier will der *FAS*-Autor der Untergrabung seines Verständnisses einer wehrhaften Demokratie begegnen, die sich in ihren Grundfesten erschüttert sieht durch eine systematische Nutzung des virtuellen Raums der Internet-Kommunikation seitens skrupelloser Partisanen der Islam-Kritik – wobei deren völlig legale und grundgesetzlich geschützte Wahrnehmung des Rechts auf freie Meinungsäußerung in den Ruch kriminellen Verhaltens gebracht werden soll: der Diskutant als Graffiti-Schmierer.

„Es ist leicht, die Tragweite dieses kurzen Glaubensbekenntnisses zu unterschätzen", warnt Niggemeier angesichts eines islam-kritischen und der populistischen Rechten zugerechneten Internet-Organs, das sich einer Erfolgsbilanz von 10.000 und 20.000 Besuchen am Tag rühmt. Mit dieser Bilanz sei *Politically Incorrect* (PI), das Projekt des Diplom-Sportlehrers Stefan Herre, „eines der erfolgreichsten Weblogs in Deutschland". Ein Weblog, kurz: „Blog" ist ein Internet-Tagebuch, das als Informations- und Diskussionsplattform kontinuierlich erweitert wird.

Niggemeier diagnostiziert einen durch *PI* (und vergleichbare Blogs) vermittelten, „oft erschütternd schlichte[n] Haß auf die Muslime und ihre vermeintlichen und tatsächlichen Unterstützer". Man unterscheide „nur zwischen Muslimen, die heute schon extremistisch sind, und solchen, die sich moderat geben, um ihre wahren, extremistischen Ziele zu verbergen und besser durchsetzen zu können".

Daß die Abneigung oder der Haß auf „die Muslime" – die vielgeschmähte „Islamophobie" – im öffentlichen Leben Deutschlands irgendeine Chance auf Wirkungsmächtigkeit haben könnte, läßt sich freilich kaum ernsthaft behaupten: Auch Stefan Niggemeier weiß von keinem Fall, daß ein baden-württembergischer Ministerpräsident den Auftritt eines Muslims in der ZDF-Sendung *Wetten, daß ..?* zu verhindern sucht, weil dem Publikum nicht zugemutet werden könne, mit einem Repräsentanten der herrschaftlichen Religion des Islam konfrontiert zu werden. Solche Anfeindungen von der Seite Ministerpräsident Oettingers erfuhr jedoch tatsächlich im Frühjahr 2007 der Scientologe John Travolta.

Kurz: Der Tatsache, daß es Menschen gibt, die – auch in deutscher Sprache – in eigens dafür



Islamophobie – früher Beleg. Karikatur von Walter Hanel aus der FAZ vom 13. Januar 1999!

eingerichteten Internet-Organen fortlaufend ihre Ressentiments artikulieren und die Leser solcher Äußerungen in die Zehntausende gehen können, kann, für sich betrachtet, wenig Sensationswert beigemessen werden. Worum also geht es Niggemeier wirklich, wenn er auf eine Erscheinung wie *PI* eindrischt?

Der „Haß“, der im publizistischen Umfeld von *PI* Ausdruck finde, habe – so Niggemeier – „so etwas wie einen intellektuellen Überbau“: „Es ist das, was Henryk M. Broder die ‚Untugend der Toleranz‘ genannt hat: ‚Wer heute die Werte der Aufklärung verteidigen will‘, sagte er in seiner Dankesrede zum Ludwig-Börne-Preis, ‚der muß intolerant sein, der muß Grenzen ziehen und darauf bestehen, daß sie nicht überschritten werden.‘ Er sagte es vor allem unter Bezug auf religiöse Fanatiker und die Gefahr, sogenannte ‚Ehrenmorde‘ mit dem ‚kulturellen Hintergrund‘ der Täter zu verklären.“

Nun weist gerade die Polemik Henryk M. Broders (*Hurra, wir kapitulieren!*, Berlin 2006) gegen die Bereitschaft der europäischen Mehrheitsgesellschaften zur „Kapitulation“ vor Herrschaftsansprüchen fanatischer Muslime kein Gran an Rassismus oder Fremdenfeindlichkeit auf. Broders im Kern politische Argumentation läßt keinen Raum für eine (wie immer geartete) kulturidentitäre Begründung einer Abweisung muslimischer Einwanderer als inkompatible „Eindringlinge“. Die Einforderung der Werte der Aufklärung gegenüber Muslimen als einen intellektuellen Überbau für schlichten Haß zu verstehen, ist offenkundiger Unsinn.

Was lehrt uns der Fall? Der „Aufstand der Anständigen“ (Gerhard Schröder) wird hier vorsorglich auf den virtuellen Raum der Internet-Diskussionen ausgedehnt, insofern nicht mehr nur martialische Aufmärsche der extremen Rechten auf deutschen Straßen, sondern jedes islamkritische Internetvotum als Rechtfertigung für den Ausbau des Tugendwächterstaates herhalten kann. Im Visier der Kämpfer gegen „Islamophobie“ (die sich selbst meist als links, liberal oder auch libertär verorten) stehen die islampolitischen Veröffentlichungen prominenter Autoren wie Broder oder Udo Ulfkotte – und darüber hinaus das gesamte Spektrum der menschenrechtlich orientierten Linken oder Ex-Linken, die – wie Necla Kelek, Seyran Ates, Serap Cileli, Ayaan Hirsi Ali oder Ralph Giordano – im politischen Islam den Hauptfeind der offenen Gesellschaften des Westens erkannt haben.

Wer ausgerechnet dieses Spektrum mit populistischer anti-muslimischer Agitation in eins setzt, die oftmals tatsächlich fremdenfeindliche Züge trägt, folgt der Logik des „Kampfes gegen Rechts“, der die fundamentalen Gegensätze zwischen konservativen Patrioten und braunen Extremisten verschleiert: Konnte etwa 1993/94 der Christdemokrat Steffen Heitmann als getarnter Gesinnungsfreund gewalttätiger Neonazis diffamiert (und als Bundespräsidentschaftskandidat verhindert) werden, so läßt heute eben die *FAS* den Islamismus-Kritiker Broder allen Ernstes als einen Stichwortgeber für im Internet agierende Fremdenfeinde attackieren. Dabei möchte der Angreifer – wir erwähnten Niggemeier schon – natürlich keinesfalls in den Ruch kommen, er selbst wolle nicht auch die westliche Welt verteidigen. Daher betrachtet er Broders Provokation gleichwohl als berechtigt, und wir müssen die Frage stellen, wem seine Attacke eigentlich gilt. Vermutlich gilt sie jeder möglichen Allianz zwischen Vordenkern wie Broder und Nachdenkern aus dem Volk, die endlich beschrieben sehen, was sie im Alltag erleben, und dieser Übereinstimmung im Internet Ausdruck verleihen können.

Was sind solche Internetforen also? Sie sind gleichzeitig Meßinstrumente und Fallgruben. Denn selbst an intellektueller Aufbauarbeit interessierte Blogs, wie www.staatspolitik.org oder www.blauenarzisse.de, bergen die Gefahr, insbesondere bei jungen Internet-Nutzern die Illusion zu fördern, die Beteiligung am virtuellen Raum der Blogger-Debatten berge das Potential politischer Entscheidungen – oder wenigstens eines vorpolitischen „Trainings“ für solche Entscheidungen. Auf der anderen Seite ist die Gestaltung von Internet-Präsenzen in Weblog-Form dazu geeignet, mit diskussionsfreudigen Menschen überhaupt erst einmal persönlichen Kontakt aufzunehmen, um sie darin zu bestärken, den virtuellen Raum zu verlassen und im wirklichen Leben etwas anzupacken.

Geschichtspolitik kastriert – Erika Steinbach und das „Zentrum gegen Vertreibungen"

von Michael Paulwitz

Das „Zentrum gegen Vertreibungen" kommt, die geschichtspolitische Wende bleibt aus. Für das Studium polnischer und deutscher Nationalneurosen bieten die wütenden Attacken von jenseits der Oder auf das Projekt und seine hartnäckigste Protagonistin, die Präsidentin des Bundes der Vertriebenen (BdV) Erika Steinbach, dennoch instruktive Lektionen.

Dabei verwundert weniger die Aggressivität der polnischen Einwände gegen eine deutsche Dokumentations- und Gedenkstätte, die sich mit der Jahrhundertkatastrophe der Austreibung der Deutschen aus dem amputierten östlichen Viertel des Reiches und den Siedlungsgebieten in Mittel- und Osteuropa befaßt, als vielmehr das Ausmaß, in dem die starre polnische Verweigerung jeglichen Unrechtsbewußtseins den innenpolitischen Diskurs in der Bundesrepublik bestimmt.

Warschau werde eine deutsche Gedenkstätte gegen Flucht und Vertreibung nur akzeptieren, wenn BdV-Präsidentin Steinbach dabei keine Rolle spiele, verlautbarte der designierte polnische Ministerpräsident Donald Tusk nach seinem Wahlsieg. Auch die neue Warschauer Regierung kann sich auf eine Vielzahl hilfswilliger deutscher Sekundanten verlassen. Noch vor Tusk verkündete Bundestagsvizepräsident Wolfgang Thierse sofort nach der Einigung der Großen Koalition auf die Realisierung des Zentrums auch schon, der BdV oder wenigstens Frau Steinbach selbst solle nicht in den Gremien mitwirken – wegen „massiver Vorbehalte im Ausland". Der zweite prominente Polen-Lobbyist der Sozialdemokratie, Markus Meckel, sprach dem Bund der Vertriebenen die Qualifikation ab, beim Thema Vertreibung mitzureden. Für die Grünen stieß Antje Vollmer in dasselbe Horn.

Grotesk an dieser Debatte ist schon, daß sie überhaupt stattfindet. Weniger wegen der „Kaltschnäuzigkeit", die eine „sonst in Betroffenheitsritualen schwelgende Linke gegenüber Leidtragenden des eigenen Volkes" zeigt, wie die *FAZ* kommentierte. Daß Thierse und Meckel, der Vorsitzende der deutsch-polnischen Parlamentariergruppe, Warschau de facto ein Vetorecht für innerdeutsche Personalien einräumten, machte es Unionspolitikern einfach, diese Ungeheuerlichkeit zurückzuweisen und sich so mit einer baren Selbstverständlichkeit als Beschützer der Heimatvertriebenen aufzuspielen.

Die im vergangenen Jahrzehnt in Polen gepflegte antideutsche Hysterie galt vor allem der Abwehr von im Vorfeld des polnischen EU-Beitritts erhobenen Ansprüchen deutscher Vertriebener auf Rückgabe ihres Eigentums. Die vom Vorsitzenden der Landsmannschaft Schlesien Rudi Pawelka initiierte „Preußische Treuhand" traf einen wunden Punkt: die Rechtswidrigkeit kollektiver Enteignungen nach ethnischen Kriterien.

Solange Deutschland seine Ostgebiete nicht formell abtrat – was es eben deswegen bis heute nicht getan hat –, war Polen der Adressat für Entschädigungsforderungen, die die „Treuhand" vor europäischen Gerichten erheben wollte. Polnische Scharfmacher konterten mit astronomischen „Reparations"-Forderungen und der „Polnischen Treuhand"; die Kampagne hatte einigen Anteil am Aufstieg der Kaczynski-Brüder an die Staatsspitze.

Weder die rot-grüne Bundesregierung noch die CDU-Opposition unterstützte den Rechtsstandpunkt der „Treuhand" und nutzte die Gelegenheit, Polen vor dem EU-Beitritt in die historische und rechtliche Verantwortung zu nehmen. Die im Dezember 2006 eingereichten Klagen werden daher absehbar erfolglos bleiben. Auch Erika Steinbach distanzierte sich von Anfang an von der „Treuhand" und machte sich de facto die polnische Forderung nach einer innerdeutschen Entschädigungslösung zu eigen. Auch eine

„Null-Lösung“ sei dabei vorstellbar, erklärte sie im Herbst 2004 und stellte den Verband vor eine Zerreißprobe; Pawelka forderte erfolglos ihren Rücktritt und wurde kaltgestellt.

Der Unwille zur Opposition entspricht der Tradition des Bundes der Vertriebenen, der in diesem Oktober sein fünfzigjähriges Bestehen feierte. Nach den Brandtschen Ostverträgen hatte der BdV sich ganz der Union an den Hals geworfen. In der Ära Kohl waren die alternden Heimatvertriebenen eine fest gebuchte und mit bescheidenen Subventionen und Sonntagsreden zufriedene Wählerklientel.

Erika Steinbach übernahm den Verband parallel zum Regierungswechsel zu Rot-Grün. Die in der Opposition wie üblich intensivierte rhetorische Wählerpflege ihrer Partei gab ihr Rückenwind; zugleich umwarb sie die rot-grüne Prominenz. Sie habe den Verband erst „salonfähig“ gemacht, übertrieb kürzlich ihr Stellvertreter Albrecht Schläger, und „von rechtsradikalen Elementen befreit“. Gemeint ist da wohl Paul Latussek, das letzte nicht CDU-fromme Präsidiumsmitglied.



Als die Parteien die Vertriebenen noch brauchten: Plakat der SPD zur Bundestagswahl 1949

Zu keinem Zeitpunkt hat Steinbach eine geschichtspolitische Position bezogen, die einen Gegenpol zum politisch-korrekten Zeitgeist bilden könnte. Auch nicht mit dem von ihr initiierten „Zentrum gegen Vertreibungen“. Als sie im September 2000 die gleichnamige Stiftung ins Leben rief, erfreute sich dieses allgemeinen Wohlwollens.

Gleichwohl stellte der notorische Markus Meckel im Juli 2003 einen unter anderem von Thierse, Rita Süssmuth und Günter Grass unterzeichneten „Appell der 65“ vor, der das Zentrum als „vorwiegend nationales Projekt“ bezeichnete, das die „Gefahr des Aufrechnens“ berge, und für eine „europäische“ Gedenklösung plädierte. Das waren haltlose Vorwürfe, denn das Steinbach-Konzept war absolut „politisch korrekt“: Weder fehlte der Kontext anderer Vertreibungen des zwanzigsten Jahrhunderts noch die Einbeziehung polnischer und tschechischer Sichtweisen, und auch das Dogma, die Schuld liege allein bei Hitler und den Nationalsozialisten, wird weder von Steinbach noch vom Konzept ihres Zentrums in Frage gestellt, das dem zuwiderlaufende historische Linien bewußt ausblendet. Das Konzept habe „keine Defizite“, erklärte denn auch Ralph Giordano, der in Steinbachs Stiftung mitwirkte.

Jenseits der Oder wurde die Vorlage dankbar aufgenommen. Man dürfe die Geschichte nicht umschreiben und „Täter“ nicht zu „Opfern“ machen, war die archaische Kollektivschuld-Logik der von hysterischen Boulevardtönen begleiteten Kampagne. Die Staatspräsidenten Deutschlands und Polens, Rau und Kwasniewski, machten sich die Polemik Meckels gegen den Standort Berlin in ihrer „Danziger Erklärung“ vom Oktober 2003 zu eigen. Meckel wollte das Zentrum in Breslau ansiedeln, der polnische Ministerpräsident Miller in Sarajewo, die Bürgerplattform des heutigen Regierungschefs Tusk in Warschau unter Aufsicht des Europarats. Kulturstaatsministerin Christina Weiss initiierte ein „europäisches Netzwerk“ gegen Vertreibungen, das den deutschen Vertriebenen die Gedenkmöglichkeit auch räumlich entwinden sollte, sich wegen Desinteresses der Vertreiberstaaten aber als Totgeburt erwies. Die Union hatte ein billiges Wahlkampfthema: Es ging letztlich nur um den Ort einer Einrichtung, über deren Inhalt es keinen echten Dissens gab.

Der Versuch, das Gedenken an das eigenen Landsleuten widerfahrene Unrecht anderen zu übertragen, noch dazu den Staaten, in deren Namen das Unrecht begangen wurde, dürfte ein ziemlich einmaliger deutscher Sonderweg sein. Die Art der Auseinandersetzung mit der Vertreibung der Deutschen belegt einmal mehr, daß in Deutschland nur die politische Linke geschichtspolitische Ziele verfolgt: Ihr geht es um die Festschreibung der NS-Bewältigung als archimedischem Punkt des deutschen Geschichtsbildes. Unionspolitikern liegt hingegen vor allem an Wählertaktik und Klientelpflege. Frau Steinbach beugte sich bereitwillig beiden Zwängen, um ihr Projekt in staatlicher Anbindung realisieren zu können. Eine selbstbestimmte Deutung der Vergangenheit steht nach wie vor aus.

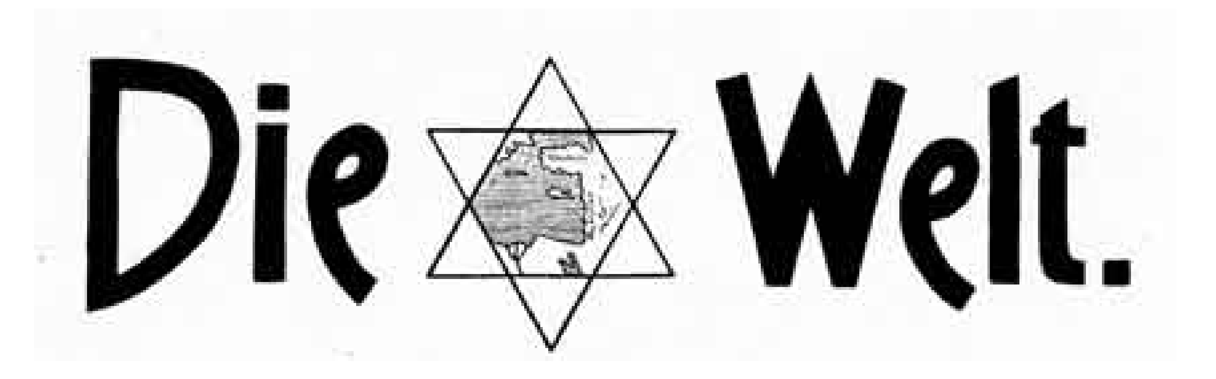
Die Geburt des Antisemitismus aus dem Memento der Shoah

von Michael Böhm

Vor zehn Jahren löste Sergio Romano mit seinem *Lettera a un amico ebreo* in Italien eine heftige Kontroverse aus. Nun liegt das Buch in deutscher Übersetzung vor. Dieser Text bedeutet eine intellektuelle Rebellion – und dennoch ist sein Credo allgemein bekannt: „Der Rassismus beginnt dort, wo jemand behauptet, die Verantwortung für ein bestimmtes Ereignis laste auf den Schultern eines ganzen Volkes". Für den politisch korrekten Leser spielt dieser Satz vor allem auf den Leidensweg der Juden an. Die Vorstellung, sie hätten einen „Gottesmord" begangen, führte in der Geschichte wohl zum ersten Vorwurf kollektiver Schuld, die die Nichtjuden jahrhundertelang durch Übergriffe gegen Juden zu sühnen vorgaben: Von der späten Antike bis in die Neuzeit ist die Geschichte des Judentums auch eine Geschichte der Verdrängung und Gewaltakte: Ghettoisierung, Synagogenstürme, Zwangstaufen, Pogrome, schließlich die Vernichtungslager der Nationalsozialisten – all das sind bluttriefende Entgleisungen einer einzigen irrigen Idee.

Doch Sergio Romano beschäftigt sich nicht mit dem historischen Antisemitismus, genausowenig will er die Literatur über den Holocaust vergrößern. Sein Thema ist der Umgang mit der Vergangenheit und die Gefahr, die daraus erwachsen könnte. In seinem *Brief an einen jüdischen Freund* (Berlin: Landt Verlag 2007. 240 S., geb, 29.90 €) wendet sich der italienische Diplomat und Schriftsteller gegen eine quasireligiöse Überhöhung der Shoa – um einem neuen Antisemitismus vorzubeugen. Für einen Teil des Judentums, so Romano, sei der Holocaust nicht nur der zentrale Teil des vergangenen Jahrhunderts, vielmehr manifestiere sich durch ihn das Böse in der Geschichte, und zwar das Böse selbst – eine Art „Gegengott", den es mittels Gedenkveranstaltungen, Mahnmalen, Museen, Zeugnissen der Betroffenheit und Bitten um Vergebung zu bannen gelte.

Der Holocaust werde dadurch aber der normalen Geschichtsschreibung entrissen, es gebe die Tendenz, ihn gleichsam zu kanonisieren. Er erscheine so nicht mehr als ein geschichtliches Ereignis, sondern als gemeinsame Schuld ganzer Nationen und Religionen. Eine jede Verallgemeinerung, so seine These, rufe jedoch früher oder später eine nicht minder radikale und ausschließende Reaktion hervor. Romano weist in seiner Analyse nicht nur auf neuere antisemitische Phänomene hin: etwa auf den Haß gegen den israelischen Staat und seine Politik. Sein Gespür für politische Zusammenhänge und Konstellationen sowie seine hervorragenden Kenntnisse der jüdischen und europäischen Geschichte erhellen dem Leser auch einige bekannte Stereotypen: Natürlich, es gibt diese „jüdische Internationale", denn das Judentum ist seit über zwei Jahrtausenden verstreut in alle Teile der Welt. Seit Moses Montefiore (1784–1885) begann diese weltweite Diaspora auch für eine jüdische Heimstatt zu wirken, der Antisemitismus des neunzehnten Jahrhunderts machte ihr das zum moralischen Gebot. Die Siedler in Palästina



Sehnsucht nach Verortung. Kopf der zionistischen Zeitung Die Welt, *die seit 1897 in Wien erschien, mit dem Davidstern als Symbol des Judentums, darin eine Kartenskizze Palästinas*

konnten fortan auf die Solidarität ihrer europäischen und amerikanischen Glaubensbrüder bauen: 1917 gewann Chaim Weizmann das britische Establishment für die Idee der Rückkehr ins Heilige Land. Die Balfour-Deklaration war gleichsam der Dank an die amerikanischen Israeliten: Sie hatten die Alliierten im Kampf gegen die Deutschen unterstützt.

Später führte Hitlers Rassenwahn selbst assimilierte Juden, wenn nicht nach Palästina, so jedoch in die Diaspora zurück. Viele von ihnen engagierten sich für das junge Israel und heute stehen sie genauso in der Pflicht: Herzls „Judenstaat“, in feindlicher Umgebung errichtet, braucht internationalen Rückhalt und natürlich informelle Diplomatie. Und je brutaler Israel seine politischen und militärischen Schlachten schlägt, um so entschiedener verteidigt sie die Diaspora – Loyalität, direkt proportional zur ungelobten Politik des gelobten Landes. Für Romano zeigen sich hier die fatalen Folgen einer Sakralisierung der Shoa: Denn nichts rechtfertige den Aggressor so sehr wie die Erinnerung an erfahrene Gewalt – aber neue Theorien von der zerstörerischen „jüdischen Internationale“ seien damit gewiß. Der Holocaust als mythisches Zentrum des zwanzigsten Jahrhunderts – nach Sergio Romano wirkt das wie ein Bumerang: Menschen, Institutionen, ja ganze Länder würden ausschließlich nach der Rolle beurteilt, welche sie in diesem Zusammenhang gespielt hätten, früher oder später landeten alle auf der Anklagebank: früher Deutschland, gestern die Schweiz, heute Frankreich, morgen die USA.

Aber die Gesetze der Politik sind dauerhaft in Kraft, manchmal schaffen sie fragwürdige Koalitionen und begünstigen dadurch neue Ressentiments. Romano, der lange Zeit bei der NATO und in Moskau Botschafter war, erweist sich in seinem Buch immer wieder als politischer Beobachter par excellence: Wollten bestimmte Kreise nicht 1986 den österreichischen Bundeskanzler Kurt Waldheim schwächen, nur weil der eine sowjetfreundliche Politik betrieb? Und versuchten nicht andere später die Schweizer Banken auf den internationalen Finanzmärkten auszubooten? In beiden Fällen brauchten sie nur eine Frage stellen: Was habt ihr getan während der Zeit des Dritten Reiches? Für Sergio Romano ist das eine Strategie: Nach einer langen Geschichte der Schikanierung und Verfolgung sei die Erinnerung an den Völkermord eine Art Versicherungspolice, der beste Schutz vor einem „Rückfall“. Dabei vertritt er durchaus die Ansicht, der Holocaust sei ein „einzigartiger Vorgang, der sich von allen Massenmorden des zwanzigsten Jahrhunderts unterscheidet“. Aber er plädiert für eine „laizistische Geschichtsschreibung“, die den Genozid an den Juden genauso behandelt wie jede andere „unerhörte Tragödie auch“.

Als Sergio Romanos *Lettera a un amico ebreo* 1997 in Italien erschien, löste er eine leidenschaftliche Debatte aus: Man warf dem Autor unter anderem vor, oberflächlich und leichtfertig gearbeitet zu haben und alte antisemitische Klischees zu bedienen. Andererseits erhielt das Buch auch viel Lob. Es sei von jenem liberalen Geist geprägt, hieß es, dessen Grundlage die unerschrockene Kritik bilde. Gewiß, das Urteil von Romanos Gegnern hat manches für sich: Der Autor versammelt in diesem glänzend geschriebenen Essay vor allem persönliche Sichtweisen, er stützt sich dabei weniger auf empirisches Material. Seine Analogien sind brillant, doch zuweilen sprunghaft und mitunter lassen sie bestimmte Dinge nur erahnen, statt vollends Gewißheit zu geben. Aber kann man heute auch etwas anderes erwarten, da nur der Gedanke an eine entsprechende Recherche sofort mit dem Verdikt des Antisemitismus belegt werden würde? Wie dem auch immer sei, das Buch wird kaum einen neuen Historikerstreit auslösen, wie mancher vielleicht dachte. Aber für eine Theorie des modernen Antisemitismus liefert es erste Ansätze. Es wäre zu begrüßen, wenn man sie künftig aufnimmt.

Im übrigen hatte Sergio Romano Gelegenheit, sein Buch in der hervorragenden Übersetzung von Martina Kempter in Deutschland vorzustellen – im Oktober im Jüdischen Museum zu Berlin. Obwohl die Simultanübersetzung Romanos Thesen nur verknappt und mißverständlich wiedergab, blieb die Atmosphäre ruhig und entspannt. Fast hatte man den Eindruck, als sei die Diskussionslust vom Rauschen der Lautsprecheranlage verschluckt worden. Allerdings zeigte sich eine Vertreterin des Museums empört über die Reflexionen Romanos. Nachfragen ergaben, daß die Museumsleitung anfangs gar nicht wußte, wen sie eingeladen hatte. Als es später offenkundig geworden sei, habe man das Ansinnen zurückgewiesen, die Sache wieder abzusagen. Man sei auch ein Ort für kontroverse Diskussionen, hieß es.

Mosebach

von Till Kinzel

Eines der erfreulichsten kulturellen Ereignisse des Jahres 2007 ist die Verleihung des Georg-Büchner-Preises an den Frankfurter Schriftsteller Martin Mosebach. Die Versuche einer Literaturkritikerin wie Sigrid Löffler, Mosebach madig zu machen („Der aufhaltsame Aufstieg des Martin Mosebach zum Büchner-Preisträger", *Literaturen* 10/2007), zeugen nur noch von der Hilflosigkeit, mit der die Linke darauf reagiert, daß sich der Wind dreht – jedenfalls ein bißchen. Schlicht peinlich war Löfflers Manier, darauf hinweisen zu müssen, Mosebach habe ja auch im Karolinger Verlag veröffentlicht, bei dem sich allerlei Dunkelmänner versammelten – und vor ihr, so Löffler mit gespielter Empörung, hätte das noch keiner bemerkt und untersucht. Diejenigen Leser, die sich für Literatur interessieren und nicht für den Jahrmarkt der Eitelkeiten des Literaturbetriebs, wird dies jedoch wenig kümmern. Denn Mosebachs Werk hebt sich jetzt schon aus dem heraus, was sonst so zur allseits beliebten Schullektüre gehört. Es hebt sich heraus, weil es nicht durch gesuchte Sensationshascherei um Aufmerksamkeit buhlt und weil es einen Leser braucht, dessen Aufmerksamkeitsspanne noch nicht auf das Niveau der massenmedialen Soundbites hinabgesunken ist.

Mosebach (der allerdings schon zuvor etliche Preise, darunter den Kleist-Preis, erhalten hatte) dürfte durch die mit dem Büchner-Preis verbundene Publizität erstmals in den Blick mancher Deutschlehrer gekommen sein, die sonst wohl noch nie etwas von ihm gehört hatten. Auch dies ist höchst erfreulich, erweitert sich so doch das Spektrum dessen, was und wie in Deutschland geschrieben und gesagt werden kann. Mosebachs Romankunst mag nicht jedermanns Geschmack sein – und so nörgeln manche auch an seinem Stil herum –, wer aber Freude an subtilen Beobachtungen und leicht mäandernden Erzählungen hat, wird an und in seinen Romanen vieles finden, das die Lektüre lohnt. Vom Stilbewußtsein, das er mit seiner Sprache zelebriert, kann es unter den Bedingungen der liberalen Formlosigkeit und Wurstigkeit vorerst nicht genug geben – der Stil ist keine Nebensache, sondern mit seiner bewußten Bevorzugung der Schönheit vor der „Wirklichkeit" eine humane Tat. Denn wer weiß, daß sich die Seele des Menschen an der Schönheit nährt, wird skeptisch sein müssen, wenn Literatur nur die grell ausgemalte Verdopplung der Häßlichkeit der Moderne bietet.

Der Romancier und Essayist Mosebach hat ein feines Empfinden für das Schöne und Erhabene inmitten faktisch überlebter Ordnungen. Und auch noch dort, wo Mosebach eine solche Ordnung in ihrem verglühenden Glanz detailfreudig schildert – wie etwa das indische Königtum in dem Roman *Das Beben* (2005) –, geschieht dies mit Verehrung oder doch jedenfalls dem Gefühl für die unbestreitbare Würde dessen, was dem modernen Empfinden oft nur als bloße Lächerlichkeit erscheint. Mosebach leugnet nicht das Lächerliche, fügt diesem aber jene zu achtende Tiefendimension hinzu, ohne die auch das Lächerliche kaum Anspruch auf unser Interesse hätte.

Als Romancier bevorzugt Mosebach oft die leiseren Töne und langen Abschweifungen, zugleich aber sind seine Romane eminent welthaltig im Sinne Armin Mohlers, etwa *Eine lange Nacht* (2000), der zu seinen besten gehört. Beachtenswert ist auch der poetisch eindringliche Roman *Die Türkin* (1999), der einerseits an der Faszination des exotischen Orients partizipiert,

andererseits aber auch eine Parabel auf die Undurchschaubarkeit des kulturell Anderen präsentiert, trotz immer neuer Anläufe des Verstehens und des Glaubens, nun endlich verstanden zu haben. Mosebach ist weiter der im guten Sinne boshafte Autor, der mit Vorgängertexten spielt, um ihr Deutungspotential auf überraschende Weise auszureizen und erfrischende, ja befreiende Perspektiven zu eröffnen. Dies gilt vor allem für sein groteskes Lesedrama *Rotkäppchen und der Wolf*



Die bewaffnete Reaktion. Ausschnitt aus dem Gemälde Pierre Guérins, das den militärischen Führer der Vendée, Henri de La Rochejaquelein, darstellt, 1817

(2006), dessen begnadeter Interpret Mosebach auch selbst ist (Hörbuch erwünscht!). Es gilt dann für die parodistische Anverwandlung der fatalen Versöhnungsrede Richard von Weizsäckers vom 8. Mai 1985 in einem Dialog unter zerstrittenen Eheleuten. Diese werfen sich, nachdem ihr Pfarrer ihnen den Text der Rede zukommen ließ, mit wahrer Inbrunst deren Phrasen und Platitüden an den Kopf – es handelt sich dabei gewissermaßen um Mosebachs Liberalismuskritik durch die Tat: Die Rede von der Versöhnung ist nicht das Ende des Streits, sondern dessen Fortsetzung mit den Mitteln der gutmenschlichen Heuchelei („Der achte Mai – Wie eine große politische Rede zu praktischer Lebenshilfe für die Vielen werden könnte“, in: Gustav Seibt [Hrsg.]: *Demokratisch reden. Parlament, Medien und kritische Öffentlichkeit in Deutschland*, *Valerio* 2/2005, Göttingen: Wallstein).

Dann gibt es noch den „katholischen“ Mosebach der *Häresie der Formlosigkeit* (zuletzt 2007), der sich auf der Grundlage einer Phänomenologie des Ästhetischen, die Sein und Schein in eins setzt oder jedenfalls nicht zu trennen bereit ist, für die lateinische Liturgie und gegen die ästhetischen Sünden im Bereich der katholischen Kirche einsetzt. Dieser Kampf ist nicht konservativ, sondern reaktionär und dadurch avantgardistisch, wie Mosebach betont, denn die alte Liturgie sei bereits zerstört gewesen und konnte daher nicht mehr bloß bewahrt werden. Der Vorwurf des Ästhetizismus, den man gegen Mosebach erhoben hat, aber beruht auf einem Mißverständnis; denn für Mosebach ist im Schein des Ästhetischen zugleich die Wahrheit aufgehoben. Es gibt für ihn keine Trennung der Sphären – das Häßliche ist zugleich und notwendig das Unwahre.

Und schließlich der Essayist und Redner, der vor allem in dem schlicht und ergreifend und programmatisch betitelten Band *Schöne Literatur* hervortritt, jener Mosebach, der den großen Romancier Heimito von Doderer stark macht und der unermüdlich dafür gewirkt hat, daß das reaktionäre Denken im besten Sinne, das heißt etwa eines Nicolás Gómez Dávila, in Deutschland eine Heimstätte gefunden hat (*Das Leben ist die Guillotine der Wahrheiten. Ausgewählte Sprengsätze*, Frankfurt a.M. 2006). „Reaktionär ist der Glaube an die Imperfektibilität des Menschen“, betont Mosebach immer wieder, und nicht zuletzt wegen dieser Unvollkommenheit des Menschen ist ihm zu mißtrauen. Auf dieser Linie liegen auch seine Betrachtungen über Georg Büchner Ende Oktober in Darmstadt, in denen er gleichsam die reaktionären Komponenten in Büchners Revolutionsdramatik herausarbeitet und zugleich auf die Schattenseiten der Moderne im Gefolge des Terreur der Französischen Revolution zu sprechen kommt („Saint-Just. Büchner. Himmler“, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 30. Oktober 2007). Kaum waren seine Worte verhallt, fühlten sich auch Unberufene wie der Berliner Historiker Heinrich August Winkler zur Verteidigung ihres „langen Weges nach Westen“ bemüßigt, weil nicht sein *kann*, was nicht sein *darf* – daß nämlich die Aufklärung notwendig ihre dunkle Seite hat. Mosebach, so die lahme Kritik, habe eine reaktionäre Rede gehalten.

Mosebachs Werk ist – auch dann, wenn es dem Leser als ein bloßes, mit feinen Fäden gesponnenes filigranes Netz erscheint – der Erkenntnis der Lage gewidmet (*Der Mond und das Mädchen*, München 2007). Allein, eine Lage wird nie einfach nur erkannt, sondern auch geschaffen. Mosebach hat mit seinem Schreiben, das lange wenig Aufmerksamkeit erhielt, die Lage zuallererst mitgeschaffen, die die Verleihung des Büchner-Preises an ihn überhaupt möglich machte.

Der Kaiser im Berg

von Karlheinz Weißmann

Vielleicht ist das bemerkenswerteste an Camilla Kauls enzyklopädischer Arbeit über die Bedeutung des Kyffhäuser-Mythos im neunzehnten Jahrhundert (Camilla G. Kaul: *Friedrich Barbarossa im Kyffhäuser. Bilder eines nationalen Mythos im 19. Jahrhundert*, *Atlas. Bonner Beiräge zur Kunstgeschichte*, Bd 4 / I und 4 / II [Tafelband], Wien: Böhlau 2006, 914 + 110 S., geb, zahlreiche Abbildungen, 129.00 €) das Fehlen einer Floskel des wissenschaftlichen Jargons: „Konstruktion". Für die Verfasserin ist die Nation offenbar keine „Erfindung", sondern ein historisch begründetes Ganzes, das durch den Mythos zu seiner Vergangenheit in Beziehung tritt: „Die sich Ende des 18. Jahrhunderts ihrer selbst bewußt werdende deutsche Nation suchte für ihr neu erwachtes Nationalbewußtsein und als Ausdruck für die unbefriedigende Lage eines noch nicht existenten Nationalstaates nach identitätsstiftenden Vorbildern."

Camilla Kaul wendet sich bei ihrer Analyse dieses Zusammenhangs ausdrücklich gegen die Tendenz, die sachliche Unrichtigkeit oder die absichtsvolle Präsentation der Überlieferung immer und immer wieder zu „entlarven". Es gehe eben nicht um „Dekonstruktion", sondern darum, die außerordentliche Leistung des „kulturellen Gedächtnisses" – Assmann dixit – zu würdigen, das einen Stoff der Geschichte aufnahm und in eine Perspektive brachte, die Identität in der Gegenwart ermöglichte. Identität entstehe für das Individuum wie für das Kollektiv durch große Erzählungen, die sich bevorzugt an positiven Ereignissen orientierten.

Hier wäre allerdings der Einwand möglich, daß der Kyffhäuser-Mythos – also die Sage vom Staufer Friedrich Barbarossa, der gar nicht auf dem Kreuzzug gestorben sein sollte, sondern in den Berg im Thüringischen entrückt wurde – keine Heldengeschichte im eigentlichen Sinn war, jedenfalls keine Erinnerung an einen militärischen Triumph oder die Befreiung von tyrannischer Herrschaft, sondern der Vorstellung vom *rex vivit et non vivit* – dem „König, der lebt und nicht lebt" zuzuordnen ist, jener Hoffnung auf einen messianischen Führer, die viele Völker kannten. Dieser Aspekt ist der Verfasserin eher fremd, obwohl sie sonst Aufmerksamkeit für die Wirkung der „Volksphantasie" zeigt, die schon dafür sorgte, daß die mittelalterliche Überlieferung und der lokale Bezugspunkt der Kyffhäuser-Sage die Basis für eine Tradition bildeten, die weit über den beschränkten Rahmen hinauswirkte.

Die erwähnten Zusammenhänge geben wie die Rezeption der staufischen Kaiserzeit nur den Hintergrund der Untersuchung von Camilla Kaul, der es um die Art und Weise geht, wie im neunzehnten Jahrhundert, dem eigentlich nationalen Zeitalter, die Figur Barbarossas im Kyffhäuser aufgefaßt und populär gemacht wurde. Der Prozeß läßt sich in drei Phasen einteilen, die parallel zur politischen Gesamtentwicklung abliefen: Nach einer Vorgeschichte, die ihren Ursprung im romantischen Frühnationalismus hatte, setzte eine breitere Rezeption mit der napoleonischen Epoche ein und dauerte den Vormärz hindurch bis zur Revolution von 1848, dann folgte ein zweiter Abschnitt bis zur Reichsgründung, schließlich ein letzter, „reichsaffirmativer", in der Zeit nach 1871. Wichtig ist der Hinweis darauf, daß ursprünglich die Beschäftigung mit der

historischen Person Friedrich und der Problematik der staufischen – ghibellinischen – Reichsvorstellung eine größere Rolle für die nationale Geschichtsvorstellung hatte als der Kyffhäuser-Mythos.

Der drang nur allmählich in die Motive von Dichtung und Literatur ein und spielte dann vor allem eine Rolle für die bildliche Umsetzung – in Zeichnungen, Gemälden, Plastik, aber auch in den „lebenden Bildern" von Festumzügen – und die Entstehung einer Ikonographie, die zuletzt durch einen hohen Grad an Standardisierung gekennzeichnet war: Neben dem Kaiser mit dem langen Bart, dem mittelalterlichen Ornat, Krone und Schwert, sind regelmäßig die Raben zu sehen, die ihm bei seinem Erwachen alle hundert Jahre berichten, wie es um Deutschland steht. In einem Katalogband zu dem Buch Camilla Kauls sind viele Belege zusammengetragen und wiedergegeben, auch wenn die technische Qualität gelegentlich zu wünschen übrigläßt.



Der Christusgleiche; Ausschnitt aus dem Gemälde Der Tod Friedrich Barbarossas *von Julius Schnorr von Carolsfeld, 1832*

Eingesetzt wurde das Barbarossa-Motiv im engeren Sinn symbolisch – neben anderen Sinnbildern der Nation wie Germania, Eiche oder Adler – vor allem im Vormärz, während und nach der Revolution auch als Zentralelement von Karikaturen, dann bevorzugt historisierend und allegorisch. War der Bezugspunkt bis zur Reichsgründung die Sehnsucht nach Erneuerung und Stärke eines deutschen Gesamtstaates, seltener der Spott über die Tatenlosigkeit einer Nation, die immer auf übermenschliche Führer wartete, wurde nach 1871 ein „genuin der bürgerlichen Nationalbewegung entsprungenes Bild" so umgesetzt, daß es primär der Integration der Nation diente. Dieser Vorgang kam sinnfällig in der Gleichsetzung „Barbarossa" = „Barbablanca" / „Rotbart" = „Weißbart" zum Ausdruck, jener Identifikation des großen Staufers mit dem ersten Kaiser aus dem Hause Hohenzollern, Wilhelm I. Trotz der starken Vorbehalte in der Geschichtsschreibung der Zeit gegenüber der (Italien-)Politik der Staufer gab es offenbar eine Anknüpfungssehnsucht, die zumindest das Selbstbild dominierte und der Vorstellung entsprach, die Hohenzollern hätten vollendet, was die „Hohenstaufen" begannen.

Zeitgleich mit diesem Prozeß vollzogen die eigentlichen Träger der Nationalbewegung – Sänger, Turner und Studenten – eine konservative Kehre, mit der sie von einer opponierenden zu einer staatstragenden Funktion übergingen. Aufschlußreich sind in diesem Zusammenhang nicht nur die Errichtung des monumentalen Kyffhäuser-Denkmals, das 1896 feierlich eingeweiht wurde und ursprünglich der Veranstaltung großer Nationalfeiern als Kulisse dienen sollte, oder das Bildprogramm der aufwendig restaurierten Goslarer Kaiserpfalz, sondern auch das stereotype Nebeneinander der Kaiser Friedrich und Wilhelm im figurativen Schmuck zahlreicher Rathäuser West- und Mitteldeutschlands, dem sichtbaren Ausdruck eines neuen Bürgerstolzes.

Camilla Kaul betont zu Recht, daß Langlebigkeit und Wirkmächtigkeit für die Plastizität des Kyffhäuser-Mythos sprechen. Es gehört zum Wesen des Mythos, daß er sich neben der Historiographie behaupten kann und keine feste Lehre ausbildet, die mit anderen in Widerspruch geraten könnte. Anders als die wissenschaftliche Geschichtsschreibung ist der Mythos eine Sinndeutung. Deshalb gehörte der Kyffhäuser- wie der Staufer-Mythos überhaupt zu den zentralen Faktoren im Selbstverständnis der deutschen Nation. Die vorliegende Untersuchung hat zur Klärung dieses Zusammenhangs durch die notwendige Ausbreitung des Materials einen entscheidenden Beitrag geleistet. Damit ist sie vielen anderen kurzatmigen Veröffentlichungen weit überlegen, die sich in den beiden letzten Jahrzehnten mit nationalen Mythen und Symbolen, „Erinnerungsorten" und „Gedächtnispolitik" befaßten, aber immer nur hastig zu Interpretationen kommen wollten, ohne sich lange aufzuhalten mit dem, was ist.

Innenansichten

Stephan Braun/Ute Vogt (Hrsg.): *Die Wochenzeitung „Junge Freiheit". Kritische Analysen zu Programmatik, Inhalten, Autoren und Kunden*, Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften 2007. 364 S., br, 39.90€

Felix Krautkrämer: *Die offene Flanke der SPD. Der Fall Stephan Braun und die Zusammenarbeit von Sozialdemokraten mit Linksextremisten*, Berlin: Edition JF 2007. 64 S., geh, 5.00€

Helmut Kellershohn ist ein fleißiger Mensch. Wir haben Respekt vor seinem hervorragend sortierten Archiv mit den unzähligen Texten aus den Reihen der Neuen Rechten; wir stellen fest, daß er über Begriffe verfügt, mit denen sich arbeiten läßt. Und wir sehen, daß er seine Kenntnisse und Analysen auf dem neuesten Stand hält. In Brauns und Vogts neuem Buch über die *Junge Freiheit* (JF) reüssiert er mit einem Beitrag über „Volk, Staat und Nation". In den Mittelpunkt seiner Analyse stellt er einen der seltenen Aufmacher, die der verantwortliche Redakteur der *Sezession*, Götz Kubitschek, für die JF verfaßte: „Es wird ernst" heißt der Text, der am 24. Februar 2006 erschien und – laut Kellershohn – so etwas wie ein Schlüsseltext ist. Die Thesen Kubitscheks (ganz im Sinne der Freund-Feind-Erkennung Carl Schmitts verfaßt) besäßen strategischen Charakter, „weil sie die verschiedenen Diskursstränge, die in der JF maßgeblich und kontinuierlich entfaltet werden, miteinander verknoten und in konzentrierter Form ihren Zusammenhang verdeutlichen" (S. 141), Stichworte also, die wechselnd von Dieter Stein, Ellen Kositza, Thorsten Hinz und vor allem Karlheinz Weißmann („dem wohl wichtigsten konzeptiven Ideologen der Neuen Rechten", S. 126) beigesteuert und dann von einem „Beißer" (S. 125) wie Kubitschek zugespitzt würden.

Es zeugt von einem genauen Blick, wenn Kellershohn den tatsächlich nicht zu übersehenden Binnenpluralismus innerhalb unseres neurechten publizistischen Milieus wahrnimmt, das sich aber mit dieser Selbstbezeichnung in Teilen nicht anfreunden kann und insgesamt viel weiter von Absprachen entfernt ist, als einer von außen vermuten muß. Und wir teilen uneingeschränkt seine Auffassung, daß die JF stark ist im Entwickeln von „Konsenszonen mit unterschiedlichen politisch-kulturellen Milieus und Pressure-Groups" (S. 124) weit in die CDU hinein – während im Institut für Staatspolitik die Zuspitzer und die Unversöhnlichen arbeiten. Aber – um einmal aus dem Nähkästchen zu plaudern: Das ergab sich so, ganz gewiß nicht ohne Grund, jedenfalls aber ohne Absprache.

Wir (also: die Unversöhnlichen) nehmen die Angst ernst, welche die Autoren des neuesten Buchs über die gefährliche Wochenzeitung *Junge Freiheit* zu ihrem Werk beflügelte. Aber wir nehmen diese Angst von Stephan Braun und Ute Vogt nicht so ernst, daß sie uns den Blick auf die Lobbyarbeit dieses Autoren-Netzwerkes verstellte: Es lebt nämlich eine nicht unbeträchtliche Zahl linksintellektueller Wissenschaftler und Publizisten vom Beobachten dessen, was Braun und Vogt noch gründlicher ausspähen wollen. Wenn es in einem Fazit heißt, die „*Junge Freiheit* braucht neue Wächter", dann gehen Bedrohungsempfinden und finanzielle Interessen ein antriebsmächtiges Bündnis ein.

Der Eindruck eines vornehmlich lobbyistischen Vorgehens verstärkt sich, wenn wir einen Blick in die Studie werfen, die jetzt die JF über die Hintergründe der Autoren von Brauns und Vogts neuem Buch und damit über *Die offene Flanke der SPD* vorgelegt hat. Die JF dreht damit den Spieß um, mit dem linke Schnüffler seit Jahren in den Eingeweiden des rechten Milieus herumstochern: Wer hat wann was wo geschrieben und dabei nicht aufgepaßt, ob an demselben Ort auch schon ein ganz harter Hund fabulierte. Und weil jeder einen kennt, der einen kennt, ist am Ende jeder ein „Scharnier" oder eine „Brücke". Wir wissen nach der Studie also sehr genau, warum sich Braun und Konsorten ehrlicherweise *nicht* zu Verteidiger dieser Demokratie aufwerten dürften: Jeder dieser Publizisten und Politiker, jeder dieser echten politischen Gegnern dreht irgendwo am Rad eines radikal antifaschistischen Sturmgeschützes mit, seien es *Der Rechte Rand*, die *Jungle World*, die *Antifaschistischen Nachrichten* oder *konkret*, um nur die prominenteren Blätter zu nennen. Es kann hilfreich sein, mit solchem Wissen gelegentlich aufzutrumpfen. Gleichzeitig aber fordert dieser Ansatz von uns selbst eine für geistig rege Menschen geradezu peinliche Hygiene.

Uns gefällt ein politisches Leben inmitten solcher Fußangeln nicht. Deshalb nehmen wir lieber die Angst der Brauns und Vogts vor der Strategie des „arbeitsteilig organisierten Dreiecks" (S. 29) Institut für Staatspolitik, Edition Antaios und JF ernst und winken heute von hier aus unfreundlich zum anderen Ufer hinüber. Dieser Gruß sagt: Für euch brechen bittere Zeiten an, wenn das geistige Milieu, dessen Vorreiter die JF ist, einen maßgeblichen Einfluß auf diese Republik gewonnen hat. Dann werdet ihr im Hinterzimmer sitzen müssen, gemäß der Generosität, mit der ihr heute der JF begegnet: „Pressefreiheit gilt grundsätzlich auch für die Feinde der Freiheit. Eine lebendige und wachsame Demokratie kann ein Blatt wie die JF ertragen" (S. 37).

Wiggo Mann

Zeitgenossen

Johannes Heinrichs: *Revolution aus Geist und Liebe. Hölderlins „Hyperion" durchgehend kommentiert*, München: Steno 2007. 600 S., geb, 22.00€

Voraussetzung 1: Es gibt Bücher, die in der Lage sind, das Leben dessen, der sie liest, zu verändern. Dann findet der Leser endlich die Wegweisung, nach der er lange suchte oder er sitzt im Schock vor den Zeilen und erkennt den blinden Fleck seines bisherigen Lebens.

Voraussetzung 2: Wir sprechen nicht über ein ganzes Volk, wenn wir über die mögliche Wucht der Lektüre sprechen; die Masse flennt vor dem Fernseher oder im Kino, und sie flennt folgenlos, weil morgen der nächste Film läuft. Nun ist die Folgenlosigkeit des Konsums kein Privileg der Masse oder des Mediums Film: Wer einen Roman beendet hat, kann morgen zum nächsten greifen, um wiederum gut unterhalten zu werden.

Voraussetzung 3: Wir sprechen nicht über den wissenschaftlichen Zugriff auf Bücher, wenn wir von der lebensverändernden Lektüre sprechen. Die Distanz, die dem Wissenschaftler konventioneller Statur aufgegeben ist, verhindert den Energiestrom von Buch zu Leser und Leser zu Buch. Es ist dann eine Glasscheibe zwischen Leben und Lesen eingezogen, eine Milchglasscheibe.

Es gehörte zu den vorrangigen Zielen des Sozialökologen Rudolf Bahro (siehe Autorenportrait in Heft 20 der *Sezession*), diese Milchglasscheibe zwischen Denken und Leben zu zertrümmern und den Wissenschaftler zum Leben hin zu befreien. Gleichzeitig war ihm der bloße Konsum, also auch der schöngeistige, immer viel zu wenig. Sein Nachfolger, Johannes Heinrichs, setzt Bahros Bemühung fort. Im Blick auf die Masse aber macht er wohl denselben Fehler wie Bahro: Er überschätzt sie.

Viel ist gewonnen, wenn Heinrichs sich in seiner Arbeit auf die wenigen konzentriert, die den konsumierenden Unterhaltungsleser und den lebensfremden Wissenschaftler überwinden und zu einer Synthese gelangen wollen. Beide Typen nämlich verfehlen die Absicht eines Autors, der lebensverändernd schreibt. So ein Autor war Friedrich Hölderlin, und in den ersten beiden Sätzen seiner Vorrede zum *Hyperion* hat er das Elend, verfehlt zu werden, einmal ausgesprochen, höflich zwar, aber deutlich in beide Richtungen „Ich verspräche gerne diesem Buche die Liebe der Deutschen. Aber ich fürchte, die einen werden es lesen, wie ein Compendium, und um das fabula docet sich zu sehr bekümmern, indeß die andern gar zu leicht es nehmen, und beede Teile verstehen es nicht." Dies ist die Furcht des existentiell arbeitenden Dichters: für die Katz geschrieben zu haben und wirkohnmächtig geblieben zu sein. Und hier sind wir schon an dem Punkt, den Johannes Heinrichs in seiner jüngst vorgelegten Kommentierung des *Hyperion* immer wieder ansteuert:

„Wünscht der Dichter sich nicht gerade den Mitvollzug einer gelebten Reflexion, die nicht durch Nachdenken und Lehre ersetzt werden kann, der aber auch ein reflexionsloses Leben, eine gedankenleere Lust, nicht gerecht wird? Genauso in diese positive Richtung scheinen die negativen Bilder zielen zu wollen, und so wären wir schon in der Vorrede auf eine vom Dichter gesuchte, noch nicht positiv genannte Einheit von Reflexion und Leben gestoßen, die sich als eines seiner (d.h. Hölderlins) philosophischen Grundanliegen herausschälen wird."

Man kann sagen: Johannes Heinrichs hat sich dieses Grundanliegen Hölderlins zu eigen gemacht und führt in seiner durchgehenden Kommentierung des Hyperion explizit und implizit genau diese gelebte Reflexion durch: Er bietet Hölderlins vollständigen Hyperion-Text auf und unterbricht die Lektüre kommentierend und fragend dort, wo Unterstützung bei der Interpretation sinnvoll erscheint. Mit feinem Sprachgefühl spürt er dem Anliegen Hölderlins nach, der im Hyperion geradezu sprachmagisch die Versöhnung des Menschen mit sich selbst beispielhaft vorführt: die Aussöhnung von Geist, Körper und Seele oder – um dasselbe nochmals poetischer auszudrücken – die Harmonie der drei Lebenstöne: des naiven, des heroischen und des idealischen, deren Einklang durch Geist und Liebe, also durch Reflexion und Leben erreicht werden kann.

Es ging Hölderlin um den ganzen Menschen, um sein Lebenmüssen, Lebendürfen und Lebenwollen, und es geht Heinrichs darum, diese grundlegende Aufgabe in ihrer Aktualität anhand der Zeitlosigkeit Hölderlins vorzustellen und dem Leser aufzubürden – just zweihundert Jahre nachdem Hölderlin selbst die Bürde abstreifte und sich in seinem Turm über dem Neckar einen Kokon baute.

Es ist eine Bürde, lebensverändernd zu schreiben. Es kann eine Bürde sein, lebensverändernd zu lesen.

Guido Karutz: *Funken, die Sonnen entstammen. Ein Hebbel-Lesebuch*, Mönchengladbach: Bernardus 2006. 206 S., br, 13.00€

Gleich einen ganzen Dichter will Guido Karutz der Vergessenheit entreißen: Der Dramatiker Friedrich Hebbel, der sicherlich noch vor vierzig Jahren mit seinen Stücken *Agnes Bernauer*, *Gyges und sein Ring* oder *Die Nibelungen* zum Repertoire jeder Bühne gehörte, ist heute aus der Mode. Guido Karutz versammelt in seinem Bändchen Auszüge aus den wichtigsten Werken Hebbels, den er in seiner Einleitung mit Schiller einen „Zeitgenossen aller Zeiten" nennt. Eine ausführliche Zeittafel rundet die Anthologie ab.

Götz Kubitschek

Hitler und Mafia

Tim Newark: *Mussolini, Hitler und die Mafia im Krieg*, Graz: Ares Verlag 2007. 279 S., Hardcover, 19.90 €

Der Autor umreißt in seinem Buch die Geschichte der Entstehung der sizilianischen Mafia, ihre Bekämpfung und Verfolgung durch das faschistische Regime Mussolinis und die daraus folgende Emigration vieler Mafiosi in die USA. Den faschistischen Behörden war es bis Ende der 20er Jahre gelungen, die Organisation weitgehend zu zerschlagen, indem sie durch rigorose polizeiliche Maßnahmen viele Verbrecher dingfest machten, Vertrauen in der Bevölkerung aufbauten und so das Schweigegelübde, die *omertà*, aufbrachen. Die Mafia begann dann, sich in den USA zu reorganisieren. Nach dem Kriegseintritt der USA kam es vor dem Hintergrund, daß die Gewerkschaften von der Mafia gelenkt wurden, zu einer Zusammenarbeit mit den US-Behörden bei der Abwehr befürchteter (aber nicht stattfindender) Sabotageaktionen deutscher Agenten.

Tim Newark hat eine gut recherchierte Geschichte der Mafia bis 1945 geschrieben und zahlreiche Nachkriegsmythen widerlegt. Ein angeblicher Plan des einsitzenden Mafia-Bosses Luciano, Hitler ermorden zu lassen, hat nie existiert. Letztendlich gab es unter den italienischen Mafiosi sowohl Anhänger als auch Gegner der Faschisten. Amerikanische Gedankenspiele vor der alliierten Invasion auf Sizilien im Sommer 1943, sich eventuell der Hilfe der Mafia zu bedienen, kamen über die Theorie nicht hinaus. Ein alliiertes Kriegskomplott, der Mafia in Sizilien wieder zur Macht zu verhelfen, hat es nicht gegeben. Vielmehr waren die Strukturen noch vorhanden, die nach dem Ende des Faschismus wieder aktiviert werden konnten. Aber der Mythos scheint auch hier stärker zu sein als die harten Fakten der Realität.

Olaf Haselhorst

Stalin statt Elvis

Martin Amis: *Koba der Schreckliche. Die zwanzig Millionen und das Gelächter*, München: Hanser 2007. 295 S., geb, Abb., 21.50 €

Das Jahr 2007 hält für uns ein besonderes Jubiläum parat: Elvis' 30. Todestag. Und möglicherweise hätten wir angesichts eines vollen Gedenkkalenders zwei andere Daten vergessen: die Jahre 1917 und 1937 – die Oktoberrevolution und das Jahr des Großen Terrors in Rußland. Martin Amis, ein englischer Autor, bringt uns beide Jahre und ihre Bedeutung für die Geschichte und das Leben und Sterben von Millionen von Menschen noch einmal näher. Dieses „noch einmal" ist in Amis' Buch ein entscheidender Punkt, der das beschämende Vergessen des „Roten Terrors" durch Teile der westlichen Welt kennzeichnet. „Koba", das war Stalins selbstgewählter Spitzname, nach einer russischen Robin-Hood-Figur, und dieser Koba – dessen Taten, dessen mörderischer Wahnsinn – wurde und wird immer wieder von Intellektuellen verharmlost, gar verteidigt. Bei Amis kann man die Empörung über diese Tatsache geradezu spüren, wenn er noch einmal die fast vergessenen Stimmen der Opfer und Zeugen des kommunistischen Vernichtungssystems zu Wort kommen läßt (Solschenizyn, Schalamow, Mandelstam, Ginsburg), wenn er jede Art des Revisionismus in dieser Sache verdammt, wenn er auf die Mitschuld europäischer und amerikanischer Intellektueller, darunter zeitweise Amis' Vater, zu sprechen kommt, wenn er die Asymmetrie des Gedenkens an die Verbrechen des 20. Jahrhunderts beklagt und dabei auch kluge und mutige Vergleiche zum Holocaust zieht. Dieser fast kindliche Sinn für Gerechtigkeit wird für den Leser nachvollziehbar, wenn Amis zu bedenken gibt, daß das erlaubte Gelächter über Stalin auch ein „Lachen des Vergessens" ist.

Konrad Roenne

Neue Freunde

Peter Hoffmann: *Stauffenbergs Freund. Die tragische Geschichte des Widerstandskämpfers Joachim Kuhn,* München: C.H. Beck 2007. 245 S., geb, 24.90 €

Prinzipiell sollten Neuerscheinungen eine von zwei Grundbedingungen erfüllen: Entweder sie liefern etwas Neues, oder sie stellen bereits Bekanntes in neuer, verbesserter Weise dar. Doch obwohl Peter Hoffmann in der Historiographie zum militärischen Widerstand kein Unbekannter ist, vermag sein aktuelles Buch leider keines von beidem. Auf rund 170 Seiten versucht Hoffmann die Geschichte des zur Tresckow-Stauffenberg-Verschwörung gehörenden Major i. G. Joachim Kuhn nachzuzeichnen, der, beteiligt an der Sprengstoffbeschaffung, nach geglücktem Attentat, die Nachricht nach Berlin hätte überbringen und sich dort Erwin v. Witzleben zur Verfügung stellen sollen. Kuhns Verwendung als 1. Generalstabsoffizier einer Division an der Ostfront im Juni 1944 verhinderte jedoch seine Beteiligung. Seiner bald nach dem 20. Juli angeordneten Verhaftung entzog sich Kuhn durch Flucht, die, eventuell durch Überlaufen, in russischer Gefangenschaft endete. Es folgte eine langjährige Leidensgeschichte in verschiedenen russischen Lagern und Gefängnissen, an der Kuhn letztendlich zerbrach. Erst im Januar 1956 kam er körperlich und psychisch krank nach Deutschland zurück, wo er vergeblich versuchte, von den zuständigen Behörden eine Entschädigung zu erlangen. Vereinsamt starb Kuhn 1994 in einem Pflegeheim.

Ob Kuhn mit Recht als „Stauffenbergs Freund" bezeichnet werden kann, ist fraglich. Die kurzzeitige Verlobung Kuhns mit der Tochter eines Vetters Stauffenbergs 1943 ist dafür kein ausreichender Beleg. Schaden wird der Titel dem Verkauf des Buches jedoch bestimmt nicht.

Felix Krautkrämer

Schuld und Schulden

Gottfried Dietze: *Schuld und Schulden*, Berlin: Duncker & Humblot 2007 (*Wissenschaftliche Abhandlungen und Reden zur Philosophie, Politik und Geistesgeschichte*; 41). 77 S., br, 18.00€

Dieses schmale Bändchen enthält Brisantes und dem Verlag gebührt Dank für die postume Veröffentlichung des Textes. Gottfried Dietze, der seit den fünfziger Jahren in den Vereinigten Staaten lebte und dort Politologie lehrte, hat dieses Bändchen Carl Schmitt gewidmet, zu dem bereits der Titel einen Bezug herstellt: Dessen Promotionsschrift war eben Schuld und Schulden gewidmet. Dietze meint das sehr konkret: Das „Problem der Schuld" sei ihm erst am Beispiel der Person Schmitts wirklich deutlich geworden.

Davon ausgehend, daß „ewige Schuld" etwas Unmenschliches sei, versucht Dietze diesen Begriff in seinen philosophischen, juristischen und politischen Implikationen, soweit das in diesem knappen Rahmen möglich ist, zu untersuchen. Es geht ihm, in Zeiten der vollendeten Begriffsverwirrung, um die Begriffe „Schuld" und „Schulden", die wieder definiert werden müssen. Gerade in der Verwirrung sieht er die Ursache für die Behauptung einer Kollektivschuld, die sich an ein Volk und nicht etwa eine Organisation richtet. An Immanuel Kant und Nicolai Hartmann geschult, kommt Dietze zu dem Schluß: Unter der Berücksichtigung des Prinzips der Vorwerfbarkeit steht fest, daß „all die von Schuld frei" sind, „denen bei objektiver Prüfung ihres individuellen Verhaltens kein Vorwurf gemacht werden kann". Dietze fordert, daß man an das Verhalten der Menschen unter einer Diktatur andere Maßstäbe anlegen soll als an das in einer liberalen Demokratie. Beides selbstverständliche Einsichten, an die in Deutschland aber erinnert werden muß.

Fritz Keilbar

Culpa Teutonica

Institut für Staatspolitik: *„Meine Ehre heißt Reue". Der Schuldstolz der Deutschen*, Schnellroda: IfS 2007 (*Wissenschaftliche Reihe*; 11). 44 S., geh, 5.00€

Ist jede Schuld sühnbar? Führt aufrechte Reue zur Vergebung? Nach christlichem Gebot ja. Was aber, wenn das Prinzip der Vergebung der Sünden seine Gültigkeit verliert? Was, wenn Schuld vererbbar und zur Charaktereigenschaft eines ganzen Volkes wird? Diesen Fragen geht die aktuelle Studie des IfS nach und liefert dabei eine beunruhigende Analyse der deutschen Gesellschaft. Längst hat sich der *Furor Teutonicus* zur *Culpa Teutonica* gewandelt. Das Fundament Nachkriegsdeutschlands ist die vermeintliche gemeinschaftliche Schuld. Mit dem Wegfall des Ost-West-Konfliktes und der Wiedervereinigung hat sich das Phänomen der negativen Identität der Deutschen sogar noch verschärft. Joschka Fischer nannte die Erinnerung an Auschwitz das „einzige Fundament der neuen Berliner Republik". Der Holocaust wurde zum Zentrum einer neuen Zivilreligion. Das Holocaustmahnmal unweit des Reichstages in Berlin bildete dabei nicht nur die Zementierung der deutschen Schuld, sondern wurde durch seine Überdimensionierung auch zur Kultstätte dieser neuen Zivilreligion. Die Deutschen haben ihren Hang zur Perfektion auch auf den Umgang mit der eigenen Schuld übertragen. Sie haben geradezu eine Lust an der Schuld, ja sogar einen Stolz auf die Schuld oder zumindest auf den Umgang mit ihr entwickelt: Unsere Schuld wiegt schwerer als die eure, aber wir bekennen uns auch leidenschaftlicher zu ihr.

Allerdings, und das verdeutlicht die Studie sehr genau, sind psychopathologische Störungen wie Schuldstolz und Schuldlust lebensfeindliche Phänomene, die vielleicht am Ende einer Nation stehen.

Felix Krautkrämer

Vergangenheiten

Hermann Lübbe: *Vom Parteigenossen zum Bundesbürger. Über beschwiegene und historisierte Vergangenheiten*, München: Wilhelm Fink 2007. 143 S., br, 16.90€

Vor bald 25 Jahren, im Januar 1983, erregte Hermann Lübbe mit seinem Vortrag *Der Nationalsozialismus im Bewußtsein der Gegenwart* Aufsehen, weil er darin einem merkwürdigen Phänomen auf die Spur kommen wollte. Er fragte, wie es zu erklären sei, daß der Nationalsozialismus mit zunehmendem Abstand immer stärker im Bewußtsein präsent war. Seine These: Nach 1945 gab es kein Verdrängen. Da jeder (Lübbe war selbst NSDAP-Mitglied) Teil der Geschichte war, konnte sich keiner zum Ankläger aufschwingen. Dazu kam es erst später im Zuge von 1968. Aufarbeitung, persönlich oder kollektiv, ist ein Luxusphänomen, vielleicht sogar eines der Dekadenz. Der Wiederaufbau mußte erst geleistet werden, bevor wieder Zeit für Schuldgefühle sein konnte.

In fünf Kapiteln und einem Interview zieht Lübbe die angesprochenen Themen seiner damaligen Rede auf die Gegenwart aus. Nun ist es immer etwas problematisch, wenn sich ein Autor selbst kommentiert. In diesem Fall ist es aber eher eine mutige Geste, weil Lübbe meint, daß seine These, die damals so angefeindet worden war, jetzt überwiegend mit Zustimmung zitiert werde. Daran schließt sich jedoch die Frage an: Warum herrscht jetzt Übereinstimmung? Letztendlich wird damit die gut belegte Einsicht bekämpft, daß es mit der Umerziehung der Deutschen etwas gedauert hat. Ob die positive Aufnahme der Holocaustserie integrierend gewirkt hat, weil sie das Beschweigen abbildete, ist nicht mehr als eine Vermutung. Immerhin bemängelt Lübbe das gegenwärtige „Verharren in Anklagen" und diagnostiziert bei den Deutschen einen „Sündenbekennerstolz".

Erik Lehnert

Geschichte Europas

Ernst Nolte: *Geschichte Europas 1848–1918. Von der Märzrevolution bis zum Ende des Ersten Weltkrieges*, München: Herbig 2007. 304 S., geb, 29.90€

Nachdem bereits letztes Jahr ein Band aus der Feder Noltes zur Weimarer Republik erschien, der auf Vorlesungen an der Freien Universität Berlin zurückgeht, folgt nunmehr ein weiterer Band, der wie sein Vorgänger – symptomatisch genug – zuerst auf italienisch erschien. Diesmal geht es um die europäische Geschichte im 19. Jahrhundert, die Nolte danach befragt, worin denn das eigentliche „Europäische" liege. Was aber kann dies sein, da Europa niemals in der Geschichte als politische Einheit auftrat? Nicht die Naturanlage oder die Natur der europäischen Menschen kann hier weiterhelfen, sondern nur die Geschichte. Das unverwechselbare Kennzeichen Europas sei erst mit dem „Liberalen System" geschaffen worden, das nicht nur gegensätzliche Kräfte in sich schließe, sondern auch und gerade die ältere Form des Christentums, die Orthodoxie, ausschließe.

Nolte zeichnet nun in groben Zügen zentrale Aspekte des europäischen Staatensystems nach der Revolution von 1848 nach, mit den Kriegen und Bündnissystemen bis einschließlich des Ersten Weltkriegs (1. Teil) und widmet den „Kräften, Tendenzen, Bewegungen" einen knapperen 2. Teil, in dem von demographischer und industrieller Revolution, von Liberalismus und Arbeiterbewegung, von Marxismus und Bonapartismus, Antisemitismus, Panslawismus und Nietzscheanismus die Rede ist. Noltes Buch ist, wie er selbst zugesteht, sicher keines seiner „Hauptwerke"; doch ist es im Umkreis von *Marxismus und Industrielle Revolution* angesiedelt und demjenigen zu empfehlen, der früher nicht in den Genuß einer Vorlesung Noltes kommen konnte.

Till Kinzel

Historische Vernunft?

Rudolf Burger: *Im Namen der Geschichte. Vom Mißbrauch der historischen Vernunft*, Springe: Zu Klampen 2007. 128 S., geb, 14.00€

Der österreichische Philosoph Rudolf Burger ist einer der prominentesten Vertreter eines Skeptizismus, der durch seine pointierten Essays z. B. zur Vergangenheitsbewältigung mit gutem Grund Furore gemacht hat. Der vorliegende Band ist die Neufassung einer früheren Schrift, in der Burger das Geschichtsdenken mit skeptischem Blick sezierte. Neben Ausführungen, die man als Popularisierung von Löwiths Buch über *Weltgeschichte und Heilsgeschehen* verstehen kann, enthält auch dieser Essay einige Spitzen, die man nur zu gerne auch einmal in einer deutschen Talkshow ausprobieren würde. So spricht er boshaft vom „endlosen öffentlichen Herumwühlen in der Vergangenheit zu angeblich therapeutischen Zwecken" im Dienste einer sich als Heilspädagogik ausgebenden Vergangenheitspolitik. Burger verweist kühl auf die Heuchelei der Maxime „Niemals vergessen!" als „elftes Gebot", der er eine absurde Lebensfeindlichkeit attestiert. (Zur Illustration verweist er treffend auf Jorge Luis Borges' Erzählung „Das unerbittliche Gedächtnis".)

Ebenso spießt Burger den Gedanken auf, man könne aus der Geschichte lernen. Er weist den pragmatistischen Kern der Geschichtswissenschaft nach, die sich im Vergleich zur Geschichtsphilosophie unkritisch über ihre spekulativen Elemente hinwegtäusche. Weil es aber in der Geschichtsschreibung „immer wesentlich um Fragen moraldurchtränkter Interpretationen" geht, sind Abweichler von der Norm Ketzer und Apostaten, nicht bloß Irrende. Eben deshalb können „Historikerstreite" keinen Erkenntnisgewinn bringen, sondern nur den Sieg der politisch korrekten Position.

Till Kinzel

Nation – Klasse – Kultur

Leo Kofler: *Nation – Klasse – Kultur. Aufsätze aus vier Jahrzehnten*, Wien: Karolinger 2007. 259 S., br, 27.90€

Leo Kofler gehört heute zu den Vergessenen, obwohl er als deutscher Jude und Marxist, als Dissident des DDR-Systems und Verfemter in der Adenauerrepublik das Zeug zum intellektuellen Eideshelfer des neuesten Deutschlands hätte. Aber anders als Bloch etwa eignete er sich nicht als Stichwortgeber der Achtundsechziger, und damit war sein Schicksal besiegelt. Koflers Interesse am Marxismus dekorierte sich niemals als ein „humanitäres" oder revolutionsromantisches. Ihm ging es um die Analyse. Marx hatte seiner Meinung nach ein Instrumentarium zur Verfügung gestellt, das es erlaubte, die „Totalität der Gesellschaft" zu erschließen. Solche Konzentration auf die Methode erklärt auch manche Verschiebung in der Zielsetzung, die Kofler gegenüber dem Marxschen Entwurf vornahm, und erklärt etwas von seiner Sympathie für die veristische Rechte einerseits – vor allem Hans Freyer und Arnold Gehlen – und für den Nationalismus andererseits. Immerhin wagte er 1987 die Prognose, daß die Vereinigung von Bundesrepublik, DDR, Österreich und deutscher Schweiz in der Logik der historischen Entwicklung liege, „wenn auch möglicherweise aufgehoben in einem größeren System".

Es geht hier allerdings nicht um geistesgeschichtliche Seltsamkeiten, sondern durchaus um die Wiederentdeckung eines Kopfes. Das hätte allein schon genügt, um das Unternehmen des Herausgeberkreises um Reinhard Pitsch zu rechtfertigen. Daß man in einem reaktionären Verlag veröffentlicht, hat wohl ganz wesentlich mit Koflers Affinität zu einem Marx zu tun, „dessen Größe" – folgt man Pitsch – in „seiner Unerfreulichkeit beschlossen liegt".

Karlheinz Weißmann

Verratene Familie

Jürgen Liminski: *Die verratene Familie. Politik ohne Zukunft*, Augsburg: St. Ulrich 2007. 176 S., geb, 18.90€

Gelegentlich entscheidet bereits der Radiowecker, ob der beginnende Tag einer sein wird, an dem man mit dem linken Bein aufgestanden ist. Wenn es Jürgen Liminksi ist, der die „Informationen am Morgen" des Deutschlandfunks moderiert, ist das nicht der Fall. Liminksi interviewt mit Vorliebe diejenigen, deren Wissenschaft, Politik und Meinung nicht eben opportun sind – und dies so galant, daß man (an anderen Tagen hat ja wieder das „linke Bein" den Vorrang) doch an eine politische Ausgewogenheit des öffentlichen Rundfunks glauben mag. Der herrschenden Familienpolitik gilt schon lange das Augenmerk des zehnfachen Vaters. Im vorliegenden Buch nimmt er sie gründlich auseinander. Vieles – allerdings nicht die von ihm angeführten Bibel- und Hirtenbriefstellen – ist weithin bekannt; hier wird es systematisch, fundiert und gut lesbar noch einmal auf den Punkt gebracht. Nur manchmal erschlagen den Leser die Zahlenmassen, mit denen hier operiert wird. Die jeweiligen Zustimmungs- und Ablehnungsprozente der ungezählten Meinungsumfragen zu familiären Themen lenken nicht nur ab – sie sind letztlich irrelevant. Anders sieht es mit der Krippenoffensive aus, deren regierungsverursachten Zahlensalat Liminksi säuberlich auseinandernimmt und das milliardenschwere Unternehmen als gigantische Staatskrippe entlarvt: Nicht 33 Prozent der Kleinstkinder, sondern 63 Prozent derselben möchte Ursula von der Leyen unter die Fittiche der Anstalten nehmen. Neben Bischof Walter Mixa, der das Vorwort schrieb, kommt Gottfried Benn zum Zitat: „Dies ist die Zeit / und niemand weiß ihr Rat, / den eigenen Bürger / untergräbt der Staat."

Ellen Kositza

Kosmopolitische Illusion

Chantal Mouffe: *Über das Politische. Wider die Illusion des Kosmopolitismus*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2007. 170 S., br, 9.00€

Dieses kleine, sehr lesenswerte Buch der Politologin Chantal Mouffe überrascht, nicht zuletzt wegen des Publikationsortes. Es ist keine Selbstverständlichkeit, wenn hier das Politische mit Hilfe Carl Schmitts encadriert wird. Mouffe übernimmt dessen Kritik am politischen Liberalismus, die „heute relevanter denn je" sei. Das Politische sei der blinde Fleck des Liberalismus, weil dessen methodologischer Individualismus „das Verständnis des Wesens kollektiver Identitäten" ausschließe. Jener Liberalismus, der theoretisch, individualistisch und rationalistisch ist, sei auch nicht zufällig, sondern notwendigerweise apolitisch.

Nun sei es aber gerade für die Erhaltung der Demokratie essentiell, mit den potentiell antagonistischen Gegensätzen konstruktiv umzugehen. Der für das Politische konstitutive Wir-Sie-Gegensatz, der von Mouffe nicht ontologisch ausgelegt wird, müsse nicht notwendig zu einer Freund-Feind-Beziehung führen.

Der Antagonismus soll daher in einen „Agonismus" überführt werden, das heißt in die Anerkennung von nicht rational auflösbarer politischer Gegnerschaft. Diese Anerkennung muß dann nicht zu antagonistischen Konflikten führen, so Mouffe, wenn „für widerstreitende Stimmen legitime agonistische Artikulationsmöglichkeiten existieren". Heute dagegen beherrsche ein moralistischer Diskurs die sogenannten postpolitischen Gesellschaften (wie sie an der Causa Österreich zeigt).

Mouffe plädiert plausibel gegen die These vom Ende der kollektiven Identitäten; sie ist eine genuin politische Denkerin von links, deren Stärke in der Anerkennung der Wahrheit des rechten Denkens liegt.

Till Kinzel

Fehlerhaftes System

Jörg Guido Hülsmann: *Die Ethik der Geldproduktion*, Waltrop und Leipzig: Manuscriptum 2007. 278 S., geb, 24.80€

Eine Verbindung zwischen der in der Regel staatlich reglementierten Geldproduktion und christlichen Moralvorstellungen herzustellen, ist ein bislang vernachlässigter Blickwinkel der Wirtschaftswissenschaften. Das Buch *Die Ethik der Geldproduktion* stößt in diese Lücke.

Die Untersuchung von Hülsmann ruht auf zwei Säulen. Zum einen auf den Sichtweisen der Scholastiker (in erster Linie Oresme) und zum anderen auf der Geldtheorie der Österreichischen Schule (u.a. Rothbard und von Mises).

Befaßt wird sich mit der natürlichen Geldproduktion in einem freien Markt, die durch ethische Betrachtungen ergänzt wird. In diesem Zusammenhang wird auch mit einigen „Irrlehren" bezüglich der Kritik an „natürlichem Geld" (zum Beispiel Silber) aufgeräumt. Im Verlauf behandelt Hülsmann die allgegenwärtige Inflation als eine weitere Geldproduktionsmethode. Hierbei erweisen sich insbesondere die Ausführungen zur Dynamik staatlicher Eingriffe und ethischer Grundlagen als lesenswert. Seine Gedankengänge zu den Auswirkungen der Inflation, die zu einer materialistischen Gesellschaft und zu mehrschichtiger gesellschaftlicher Zerstörung führen kann, vervollständigen sein Plädoyer für die natürliche Geldproduktion. Das letzte Drittel thematisiert Währungsordnungen, die auf der Verletzung des Privateigentums basieren. Hülsmann macht deutlich, daß eine Reform der Währungsinstitutionen in ihrer heutigen Form zumindest bedenkenswert ist.

Hier wurde ein hochinteressantes und wertvolles Buch vorgelegt, das eine auffällige Diskussionsgrundlage zum weiten Feld der Geldtheorie liefert.

Thomas Günther

Romantik

Rüdiger Safranski: *Romantik. Eine deutsche Affäre*, München: Hanser 2007. 416 S., geb, 24.90€

Die aktuelle Meldung aus dem literarischen *juste milieu* kommt von Rüdiger Safranski, dem bekannten philosophischen Belletristen. Nach seiner Schiller-Monographie (2005) publiziert er jetzt eine Kulturgeschichte der deutschen Romantik, deren sprachliches Niveau, argumentatives Geschick und thematische Reichhaltigkeit unbestreitbar sind. Gibt er doch nicht nur ein Resümee der romantischen Bewegung zwischen 1769/90 und 1830, sondern verfolgt „das Romantische" darüber hinaus in periodischen *Revivals* bis 1968. Respektabel gelingt dabei im ersten Teil die Ausbalancierung ästhetischer und weltanschaulicher Ideen, im zweiten die Integration zahlreicher Aspekte von der Lebensreform bis zur „skeptischen Generation". So ist ein perspektivenreiches, unterhaltsames Buch entstanden, dem das Prädikat des *Essays* im guten Sinn zukommt.

Doch fällt trotz des Ideengestöbers sein Ertrag dürftig aus. Dies, weil Safranski weder ein eigentlich *historisches*, noch *philosophisches* Buch verfaßt hat. Einmal bleibt der spezifisch romantische Themenkanon fragmentarisch, zum andern unterschätzt der Autor das Potential romantischer Theorie systematisch. Hochselektiv extrapoliert er dagegen Individualismus und Ironie, sodann das „Dionysische" Nietzsches zur Grundlage seines hermeneutischen Konzepts. Die postmoderne Abbildung von Multikultur auf die Zeit um 1800 führt so zum Topos reflexiver Entgrenzung, in ein unendlich ironisches *Spiel* – bis zur Selbstaufhebung. Diese servile Gier des Gedankens, in einer Art „tollwütiger" Skepsis sich selbst aufzuzehren, reflektiert nichts als den ohnmächtigen Geist vor der Suggestion eines „Endes der Geschichte".

Wolfgang Saur

Kosmik

Alfred Schuler: *Gesammelte Werke*. Hrsg., eingeleitet und kommentiert von Baal Müller, Schwielowsee: Telesma 2007. 644 S., geb, zahlreiche Abb., 62.00 €

Wenn Ludwig Klages die Schriften Schulers – zu seinen Lebzeiten hatte der praktisch nichts veröffentlicht – als „die vielleicht merkwürdigste aller schriftlichen Hinterlassenschaften" bezeichnet hat, so will das etwas heißen. Zumal über die längste Zeit nur die von Klages herausgegebene Fassung des Nachlasses bekannt war. Dieser hatte, wie der Herausgeber der nun vorliegenden – allen wissenschaftlichen Erfordernissen genügenden – Edition, Baal Müller, bemerkt, den Schriften eine „recht eigenwillig redigierte Form" gegeben, die manchmal der Fälschung nahe kam. Solche Verzeichnungen beseitigt zu haben, wird man als ein nicht geringes Verdienst Müllers betrachten dürfen, der heute sicher der beste Kenner Schulers ist.

In seiner fast sechzig Seiten umfassenden Einleitung ordnet er das Denken Schulers in den größeren geistesgeschichtlichen und philosophischen Zusammenhang ein, weist auf die Bezüge zum esoterischen Denken der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert hin, diskutiert den häufig erhobenen Vorwurf einer Mitverantwortung für den Aufstieg des Nationalsozialismus und geht der Einflußnahme Schulers nach, der eben nicht nur für die Münchener Kosmiker oder den George-Kreis von Bedeutung war. Seine geschichtsphilosophischen Überlegungen wurden auch von Männern wie Carl Schmitt oder Ernst Jünger als anregend empfunden. Schmitt sah sich durch Schulers Bemerkungen über den untergründigen geistigen Einfluß des Judentums in seinen eigenen Auffassungen bestätigt, und ganz unvermittelt kann man in *Siebzig verweht* Bemerkungen über die „Blutleuchte" begegnen.

Karlheinz Weißmann

Belletristik

Gisbert Kranz: *Christliches in der Weltliteratur. Ein neuer Zugang zu großen Romanen und Erzählungen*, Augsburg: Sankt Ulrich 2007. 210 S., geb, 18.90€

Gisbert Kranz ist ein profunder Kenner der christlichen Literatur. Seit den fünfziger Jahren hat der studierte Anglist, Germanist und Theologe zahlreiche Bücher über Christentum und Literatur verfaßt, insbesondere das *Lexikon der christlichen Weltliteratur* (1978), das bis heute als Standardwerk gilt. Jetzt hat er von vierzig Schriftstellern 47 Meisterwerke der Weltliteratur ausgewählt, in denen christliches Gedankengut verarbeitet wird. Nach einem stichwortartigen Lebenslauf des Autors und einer Auflistung der Hauptwerke stellt Kranz den jeweiligen Roman vor. Dabei beschränkt er sich jedoch nicht auf eine Inhaltsangabe, sondern versucht vielmehr Schlüsselstellen des Romans herauszugreifen, die für den christlichen Leser interessant sein dürften.

Die Auswahl reicht vom frühen 17. Jahrhundert (Miguel de Cervantes: *Don Quijote*) bis zum ausgehenden 20. Jahrhundert (Walker Percy: *Das Thanatos-Syndrom*) und beinhaltet Klassiker wie Georges Bernanos, Gertrud von Le Fort, Werner Bergengruen, Franz Werfel, Fjodor Dostojewski, Heimito von Doderer, Graham Greene und John R. R. Tolkien, aber auch eher unbekannte Autoren wie Silvio Pellico oder Johann Heinrich Jung-Stilling.

Auch thematisch wird ein breites Gebiet abgedeckt. Nur in einem Roman geht es um ein biblisches Thema (Friedrich Dürrenmatt: *Pilatus*). Die übrigen Romane behandeln Themen wie Bekehrung, Tod, Krieg, Naturkatastrophen und stets die Frage nach Gott und dem rechten Leben. Die subjektive Auswahl von Gisbert Kranz ist die persönliche Empfehlung eines Kenners, der Literatur vermitteln möchte.

Georg Alois Oblinger

Georges Bernanos



Zum wohl bedeutendsten christlichen Autoren der französischen Moderne gab es in den letzten Jahren kaum Veröffentlichungen in Deutschland – durchaus sehr schade. Eine erfreuliche Ausnahme findet sich nun in einem Sammelband mit dem Titel *Kulturelle Leitfiguren – Figurationen und Refigurationen* (Hrsg. von Bernd Engler und Isabell Klaiber. *Schriften zur Literaturwissenschaft*, Bd 30, Berlin: Duncker & Humblot 2007. 460 S., Abb., 68 €). Der Text, der von dem Literaturwissenschaftler Claude Foucart stammt, beschäftigt sich vor allem mit den Essays und Artikeln Bernanos', in denen es um die „Erneuerung" Frankreichs zwischen 1920 und 1950 geht, auf der Suche nach einem vierten Weg jenseits von Kapitalismus, Faschismus und Marxismus. Bei Foucart gibt es Bernanos als „engagierten Schriftsteller" zu entdecken (ein Begriff der hier überraschenderweise positiv besetzt wird), ein Engagement im Sinne einer konservativen Revolution. Außerdem werden die Verbindungen und Sympathien zwischen Bernanos und de Gaulle, der den Autor aus dem brasilianischen Exil zurückholte, beleuchtet.

Neue Quellentexte

Der Uwe-Berg-Verlag hat weitere *Quellentexte zur Konservativen Revolution* nachgedruckt und das bisher schon gute Preis-Leistungs-Verhältnis durch Fadenheftung noch verbessert. In der roten Reihe (Die Nationalrevolutionäre) ist der neunte Band erschienen: *Wir Wehr-Wölfe* sind die Erinnerungen des Freikorps-Führers Peter von Heydebreck, der später zum SA-Führer aufstieg und im Zuge der Röhm-Affäre erschossen wurde. Die schwarzen Reihe (Die Jungkonservativen) findet ihre dritte Ergänzung in *Die Neue Front*, 1922 von Moeller van den Bruck, Heinrich von Gleichen und Max Hildebert Boehm als erste Textsammlung aus dem Kern der Berliner Motzstraße herausgegeben. Mit Walter Luetgebrunes *Neu-Preußens Bauernkrieg* wird die grüne Reihe (Landvolkbewegung) eröffnet, der Ernst von Salomon und Hans Fallada literarische Denkmäler setzten. Alle Bände sind unter **www.antaios.de**, Rubrik: Quellentexte erhältlich.

Burschenschaftliche Blätter

Unter dem Motto „Gehen die Deutschen unter?" bringen die *Burschenschaftlichen Blätter* in ihrer jüngsten Ausgabe einen Demographieschwerpunkt. Den Auftakt bestreitet Otto Scrinzi mit einer abwägenden Gegenüberstellung von Evolutionstheorie und Kreationismus. Theodor Schmidt-Kaler referiert als einer der letzten noch lebenden Unterzeichner des berühmten Heidelberger Manifestes von 1981 über diese frühe Warnung vor der demographischen Katastrophe. Robert Hepp, Volkmar Weiss und Herbert Vonach stellen die Herausforderungen des demographischen Wandels dar. Besonders hervorgehoben seien die Ausführungen von Hermann Adrian zur systematischen Ausbeutung der Familien in Deutschland. Abgedruckt ist auch ein „Phasenplan für eine nachhaltige Rückwanderungspolitik", die innerhalb der Arbeitsgemeinschaft freiheitlicher Akademikerverbände Österreichs erstellt wurde. Die Ausgabe ist mit teilweise erschütternden Graphiken unterlegt. Eine Deutschlandkarte zeigt etwa die wachsenden Anteile der Personen mit Migrationshintergrund in den einzelnen Regionen. In zahlreichen Städten liegt dieser Anteil bei den unter Zehnjährigen bereits bei über fünfzig Prozent. Nähere Information und Bestellung unter: **www.burschenschaftliche-blaetter.de**.

PC – semantische Kämpfe

Unter Linguisten wurden Sprachregelungen schon immer kritisch und relativ ideologiefrei beäugt. Rainer Wimmer ist Professor für Germanistische Linguistik und ein Kenner der Sprachkritik. In seinem Aufsatz „Politische Korrektheit (political correctness). Verschärfter Umgang mit Normen im Alltag" (in: Friedrich Müller (Hrsg.): *Politik, [Neue] Medien und die Sprache des Rechts*. Schriften zur Rechtstheorie, Heft 234, Berlin: Duncker & Humblot 2007. 313 S., 76 €) finden sich gute Analysen und fundierte Kritik der normativen Sprachregelungen, deren Pervertierungen immer wieder Gegenstand von Empörung sind: Einschränkung der Freiheit der einzelnen Sprecher, Klima der Unterstellung und Repression (Wimmer zitiert einen Slogan US-amerikanischer Frauenrechtlerinnen während einer Veranstaltung zum Thema Abtreibung: „Fuck Free Speech!") sowie Verschärfung von ideologischen Grabenkämpfen. Dabei ist die Frage der Wirksamkeit einer bereinigten Sprache offen, denn die „semantischen Kämpfe" der PC-Auseinandersetzungen zielen auf die Haltungen, also das Bewußtsein von Personen ab, das möglicherweise vom Sein der Sprache kaum tangiert wird (wäre ja auch zu einfach).

Gegengift

Seit 1. Februar diesen Jahres ist *Gegengift. Zeitschrift für Politik und Kultur* erneut in der gewohnten Form auf dem Markt. Nach längerer Pause erscheint es wieder vierzehntägig im Umfang von 32 Seiten. Der Herausgeber, Michael Ludwig, hat sich die *Weltbühne* zum Vorbild genommen – äußerlich im Format, inhaltlich in einer durchaus prononciert politischen Einstellung. Die *Weltbühne* verstand sich als links, *Gegengift* versteht sich hingegen als rechts. Dem

Herausgeber geht es um das Gleichgewicht: In der Weimarer Republik blies der Wind von rechts, da sei es notwendig gewesen, ein linkes Korrektiv zu schaffen; heute bläst er von links, deshalb die Korrektur nach rechts. Man könnte auch Thomas Mann zitieren, der einmal sinngemäß gesagt hat: wenn sich das Boot auf die eine Seite neigt und zu kentern droht, dann sollte man tunlichst auf die andere gehen. Daß es sich bei diesen Überlegungen um keine taktischen Spielereien handelt, kann man jedem einzelnen der Hefte entnehmen. Es steht zu vermuten, daß sich zumindest die kulturkonservative Seite auch im Falle einer politischen Wende erhalten wird. – Das Einzelheft kostet 2.50€, das Jahresabonnement 60€. Bestellungen und nähere Informationen unter **www.gegengift-verlag.de**.



Annaberg

Am 18. März 2007 haben ein paar junge Männer am Fuße des Annabergs in Oberschlesien eine Gedenktafel gesetzt, die an die Erstürmung dieses Hügels durch das Freikorps Oberland 1921 erinnert. Dort ist heute Polen, und weil die Polen damals zu Paaren getrieben wurden, muß die Gedenktafel ein bißchen versteckt liegen. Aber sie ist zu finden! Wer sich auf die Suche begeben will, sollte sich zuvor mit dem Heftchen *Der Tag von Annaberg* ausrüsten. Das haben die jungen Männer zusammengestellt, sie verweben darin die Geschichte des Freikorps Oberland mit ihrer eigenen Gedenkfahrt. Eine Postkarte mit der geheimen Tafel liegt auch bei. Das Heft gibt es für 5€ (inkl. Porto) unter **freikorpsgedenken@web.de**.

Herrschaft des Verdachts — In Dresden erscheint eine Vierteljahres-Zeitschrift mit dem Titel *Hier&Jetzt*. Sie steht der NPD nahe, Herausgeber ist der JN-Landesvorsitzende von Sachsen, Jens Steinbach. Der leitende Redakteur, Johannes Nagel, ist nicht Parteimitglied.

Die aktuelle Ausgabe (erschienen im Oktober) enthält ein Interview mit dem NPD-Parteivorsitzenden Udo Voigt, einen Text über Ernst von Salomon und einen über die Herkunft und die Bedeutung der Farben Schwarz-Rot-Gold. Angelika Willig schreibt über Stephen King und die Euthanasie, und Arne Schimmer rezensiert ausführlich *Das konservative Minimum* von Karlheinz Weißmann.

Und dann ist da noch eine Doppelseite, überschrieben mit „Verlorener Pfad – zerrissenes Band“: Sie enthält einen Text von Gerry Hofmann, er bespricht ein Buch über die vertriebenen, verschleppten und ermordeten Dresdner Juden. Diese Rezension beschreibt den Untergang der Juden als das, was er war: eine wahnhafter, vernichtender Angriff auf größtenteils ganz normale Durchschnittsmenschen ihrer Zeit.

Es gibt jetzt zwei Möglichkeiten, diesen Text innerhalb von *Hier&Jetzt* zu lesen: Erstens als notwendige und überraschende Positionsbestimmung einer kleinen Gruppe junger Nationalisten, die recht unerschrocken ganz ungewohntes Gedankengut in Richtung NPD senden; zweitens als Feigenblatt, das die und antisemitische Grundausrichtung der Partei (und damit zumindest eines Teils der Schreiber und Leser von *Hier&Jetzt*) verdecken soll.

Wer sich für die zweite Lesart entscheidet, sollte genau prüfen, ob er nicht die Denkfigur einer „Herrschaft des Verdachts“ anwendet: Er verdächtigt denjenigen, den er für gefährlich hält, er äußere sich nur aus taktischen Gründen maßvoll, weil er mit dieser „Mimikry“ seine Radikalität verschleiern wolle. Mit dieser inquisitorischen Methode haben etwa Konservative und Rechte in der Bundesrepublik seit mindestens vierzig Jahren zu kämpfen, und lustigerweise war es einer der Herausgeber der *Sezession*, der den Begriff Mimikry ins Spiel brachte: „Neokonservatismus in der Bundesrepublik?“ hieß ein Aufsatz von Karlheinz Weißmann, der 1986 in Criticón erschien. Darin steht: „Die Fähigkeit, in die Offensive zu gehen, muß entwickelt werden und dazu die Fähigkeit, die Situation zu beurteilen: ob hier der offene Angriff oder politische Mimikry gefordert ist.“ Nüchtern betrachtet, enthält diese Formel nichts anderes als eine Selbstverständlichkeit im politischen Kampf – je nach den Umständen hat man zu entscheiden, ob man seine Meinung eher im Konflikt oder in der Anpassung an die gegebene Lage durchsetzen will.

Aber Selbstverständlichkeiten gelten für Rechte nicht, und man sollte darüber nicht jammern, sondern jedenfalls zur Kenntnis nehmen, daß der Kampf gegen die Herrschaft des Verdachts um so aussichtsloser ist, je stärker die Medien- und Meinungsmacht der Linken im Lande wirkt: Absoluten Machthabern stellt sich die Frage nicht, ob sie genau zugehört haben, ob sie mit ihrem Urteil also im Recht sind und ob sie den Versuch einer Klarstellung unterdrücken: Sie wägen ab und lassen ideologisch motiviert das Fallbeil sausen, wenn sie es für zweckdienlich halten. In unserer Zeit trägt das Fallbeil den Namen Rufmord.

Der Herrschaft des Verdachts fiel jüngst auch Eva Herman anheim. Ihr wurde in der mittlerweile legendären Gesprächsrunde bei Johannes B. Kerner permanent vorgeworfen, sie verheimliche ihre eigentlichen Ziele, sie verberge sich hinter einer Maske, sie betrüge – ideologisch motiviert – ihre Leser.

So zu argumentieren bedeutet, die Herrschaft des Verdachts zu etablieren. Der unter Verdacht Gestellte hat faktisch keine Möglichkeit, seine Unschuld zu beweisen: Da man ihm keine Taten, sondern Gedanken zur Last legt und ihm erklärt, daß man der Darlegung seiner Gedanken keinesfalls Glauben schenkt, wird er – ganz gleichgültig, was er sagt oder tut – als grundsätzlich schuldig betrachtet.

> Zuerst verwirren sich die Worte, dann verwirren sich die Begriffe, und schliesslich verwirren sich die Sachen. (Konfuzius)

Implizit ist solch ein Dauervorwurf eine Aufforderung an alle Anständigen, jemandem wie Herman nicht auf den Leim zu gehen und mehr: ihr die Maske vom Gesicht zu reißen. Wenn sie sich mißverstanden fühlt, blufft sie nur; wenn sie auf dem korrekten Wortlaut ihrer Äußerung besteht, ist sie unbelehrbar und verbohrt; wenn sie eingesteht, daß sie sich mißverständlich ausgedrückt hat, dann lügt sie: Sie wollte es so und genau so und nicht anders sagen, und nun will sie billig davonkommen. Aber das soll ihr nicht gelingen!

Was motiviert zu solcher Perfidie, die in den vierzig Minuten Johannes B. Kerner vielleicht so durchschaubar wurde wie kaum je zuvor (Arne Hoffmann: *Der Fall Eva Herman*, zu beziehen über *Sezession*)? Sie wurzelt wohl in der tiefen Beunruhigung der Linken und der Mitte, daß die Vorherrschaft ihrer Überzeugungen und Leitideen gefährdet sein könne. Eva Hermans versuchte öffentliche Hinrichtung ist vor diesem Hintergrund ohne Frage eine Botschaft an alle, die ihr nacheifern könnten und in ihrem Eifer übersehen, daß sie etwas zu verlieren haben.

Nochmals zu *Hier&Jetzt*? Das Gebot lautet: nachfragen, ganz konkret nachfragen, wie der Text über die Dresdner Juden gemeint war. Und vor allem: wie er ankam in der NPD.

Götz Kubitschek